Pol. g. 971 m

Von

den wahren

Vortheilen

eines Staats.

ad Conv. monet. E. S. Aug. 1794.

Aus

dem Franzöſiſchen überſetzt,

von * * *.

Si je pouvois faire en ſorte, que tout le monde eût des nouvelles raiſons pour aimer ſes devoirs, ſon prince, ſa patrie, ſes lois, qu'on pût mieux ſentir ſon bonheur dans chaque pais, et dans chaque gouvernement, dans chaque poſte, ou l'on ſe trouve; je me croirois le plus heureux des mortels.

MONTESQUIEU dans la préface.

R

Nördlingen,

bey Karl Gottlob Becken. 1782.

95

Pol. g. 971 m

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSdiv

Vorrede
des Uebersetzers.

Young sagt, Uebersetzungen sind dem Originale das, was das Piede- stal einer Statue ist; er sagt aber auch, manche schöne Bildsäule würde nicht be- merkt werden, wenn sie kein Fußgestelle hätte.

Ich fand diesen Satz so wahr, so über- zeugend, daß ich es wagte, ein Werkchen auch in unserer Muttersprache bekannt zu machen, welches der größten Aufmerksam- keit würdig ist, und in seiner Art einen ganz besondern Vorzug verdient.

Man wird mirs, ich hoffe es wenigstens, nicht für Kühnheit auslegen, wenn ich mich auf so große Männer, sonderlich auf die Worte, oder vielmehr den Wunsch eines Montesquieu beziehe. Es ist der rechtschaffenste, vernünftigste Wunsch, welchen jeder Unterthan, jeder Patriot, jeder Bürger tief in seine Seele prägen, wozu jeder, um ihn in Erfüllung zu bringen, nach dem Maas seiner Bestimmung alles Mögliche beyzutragen suchen sollte. Sodann müßten Staat, Vaterland und bürgerliche Gesellschaft glücklich seyn.

Aber nur eine Theorie, der zugleich faßliche, auf Erfahrung gegründete Regeln der praktischen Anwendung an der Seite stehen, kan ihn allgemein, kan ihn einleuchtend machen. Dies war unfehlbar die Absicht des Verfassers vom Originale, und

dieser hat er meines Erachtens vollkommen entsprochen.

Es ist allerdings ein schweres Unternehmen, solche Grundsätze aufzustellen, die nicht ein blos scheinbares, sondern das wahre Beste eines Staats befördern; es ist aber eben so schwer, sie bey so vielen, unvorhergesehenen, manchmal fast unübersteiglichen Hindernissen in Wirkung zu setzen. Hierinn nun bestehen die Pflichten des Regenten, und derjenigen, die am Staatsruder sitzen, und hierinn besteht auch die Last, die sie bey aller ihrer Macht, bey allem ihrem Ansehen empfindlich genug fühlen, und die dennoch so oft miskennt, ja selbst vielmals durch verrätherischen Undank noch unerträglicher gemacht wird.

Könnte oder wollte jeder Bürger, jeder Privatmann einsehen, durch welche

manchmal steile Klippen ihm der Staat schon den ersten Weg zu seiner und seiner Familie Erhaltung bahnen muß, welche Sorgfalt, welche Wachsamkeit es erfordert, um ihm das, was er besitzt, zu schützen, und damit er es ungestöhrt geniessen möge, vor den Ausschweifungen, vor den Lastern seines verderbten Mitbürgers, und selbst vor seinen eignen Leidenschaften zu bewahren, wie wenig er ohne thätiger Mitwirkung des Staats seine Güter, sein Vermögen zu vermehren, sein Glücke zu erhöhen im Stande wäre, welche kostbare Mittel erheischt werden, um ihn vor inneren Unruhen sowohl, als vor den Anfällen eines entfernteren Feindes sicher zu stellen. Wenn sie, sage ich, dies alles einsehen wollten, so würden nicht immerwährende Unzufriedenheit, immerwährende

Kla-

Klagen gegen die Staatsverfassungen, gegen die Verordnungen, Einrichtungen, Verbesserungen in denselben den nützlichsten Absichten eine nachtheilige Gestalt geben, sie würden nicht selbst so oft aus Mangel hinlänglicher Kenntnisse, oder auch Verstockung ihrem eignen Besten im Wege stehen; man würde nicht sogleich über Ungerechtigkeit, Despotismus, Tyranney ausrufen hören, wenn ein oder anderes krankes Glied verwundet, vielleicht gar vertilgt werden muß, um nicht dem ganzen Körper ein unheilbares Uebel zuzuziehen. So ein Werk nun, an dessen Uebersetzung ich mich wagte, schiene mir hiebey gute Dienste leisten zu können.

Ich gebe zu, daß dasselbe, sonderlich für jene, die in der Staatskunst nicht ganz Fremdlinge sind, wenig Neues enthält.

Aber wie wäre es möglich, über diesen Gegenstand noch nicht bekannte Grundsätze, noch nie entdeckte Vorschläge aufzubringen, da die gelehrtesten Männer aus allen Nationen seit vielen Jahren zur Vervollkommnung desselben alle ihre Kräfte anstrengen? Inzwischen hatte ich dennoch Beweggründe genug, deswegen den Muth nicht zu verliehren.

Unser, obschon einsichtsvolles, aufgeklärtes Jahrhundert wird von zweyen der stärksten Faktionen, die jemals den Erdboden beunruhigten, herum getrieben. Man verachtet und verurtheilt alles, was alt ist, weil es alt ist, und man schätzt und erhebt alles, was neu ist, weil es neu ist; so auch im Gegentheil. Folgten wir nun den Regeln der Klugheit, so sollte man sich von keiner derselben hinreissen lassen, denn

es ist nur zu unläugbar, daß wir unsern Voreltern die erste Gründe von Wissenschaften, der Weltweisheit, der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneykunde, der Sittenlehre, und wenn wir auf die Geschichte zurückgehen wollen, auch der Staatskunst zu verdanken haben; wir sind ihnen demnach viel, vielleicht mehr, als wir uns selbst gestehen wollen, schuldig. Eben so verhält sichs auf der andern Seite, da die Bevölkerung zunahm, da unsere Bedürfnisse vermehrt wurden, da die Natur selbst so zu sagen genöthigt war, ihre Schätze reichlicher auszutheilen, da mit der Zahl der Menschen auch die Zahl der Gebrechlichkeiten und Leidenschaften anwuchs; kurz, da alles dieses fast bis auf den höchsten Grad stieg, so mußten sich auch unsere Geisteskräfte mehr ausbreiten; es mußten hellere

Begriffe, vielfältigere Vernunftschlüsse, lebhafterer Witz, die vielleicht als Embrionen bis zu ihrer Reife im Schooße der Vorsicht lagen, entstehen.

Wenden wir dies nun auch auf die bürgerliche Gesellschaft, auf die Staatsverfassungen an, die sich nicht in Jahrhunderten, sondern manchmal in einer schreckbaren Geschwindigkeit veränderten, und noch immer der Abwechslung unterliegen, so werden wir von der Nothwendigkeit der Neuerungen und Reformationen von selbst überzeugt seyn. Aber betrachten wir dies alles, damit ich zu meinem Gegenstande zurückkomme, nur nicht nach dem Zeitalter, das ist, weder nach der Verjährung, noch nach dem Scheine der Neuheit, sondern suchen wir, wo wir sie nur immer finden mögen, die Hülfsmittel, welche den

Thron des Regenten zu befestigen, die Wohlfarth des Unterthans zu befördern, mithin den Staat glücklich zu machen, fähig sind. Dies waren meine Gesinnungen, meine Wünsche, denen ich nicht widerstehen konnte, als ich die gegenwärtige Uebersetzung unternahm, wenn mirs dabey auch nicht vollkommen gelingen sollte.

Einen wesentlichen Umstand darf ich nicht zu erinnern unterlassen, daß das Original, nämlich, obwohl es lauter Sätze, die in jedem Staate anwendbar sind, enthält, eigentlich für Frankreich geschrieben ist, und ich also, weil ich auf keine Nation, auf kein Land, auf keine Staatsverfassung, ausser etwa erzählungsweise, insbesondere zielen wollte, einige, doch nur sehr wenige Perioden und Worte abzuändern genöthigt war.

Nicht

Nicht niedriger Eigennutz demnach, noch thörichte Ruhmbegierde, oder eine verächtliche Lust zu tadeln, verleiteten mich zu dieser Arbeit, sondern da ich die mir zu Theil gewordene beträchtliche Masse von Menschenschwäche nur zu sehr fühle, so bin ich schon zufrieden, wenn mir meine Mitbürger darinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich wenigstens wie ein gut gesinnter Unterthan, wie ein wahrer Patriot gedacht habe.

Den 22sten Brachmonat,
1782.

Der Uebersetzer.

Ver-

Verzeichnis der Kapitel.

I. Kapitel.
Von dem Gelde. . . . Seite 1

II. Kapitel.
Vom Luxus. 6

III. Kapitel.
Von Subsidiengeldern. . . . 11

IV. Kapitel.
Von der Verbindlichkeit des Staats gegen die Bürger. 14

V. Kapitel.
Von der Ungleichheit der Glücksgüter. . 20

VI. Kapitel.
Von Kirchen- und geistlichen Gütern. . 22

VII. Kapitel.
Von Verwaltung der Finanzen: (Staatswirthschaft.) 29

VIII. Ka-

XXVIII. Kapitel.

Von Kaufmannswaaren. , Seite 140

XXIX. Kapitel.

Von Posten und Miethkutschen. , 149

XXX. Kapitel.

Von den Strassen. , , , 152

XXXI. Kapitel.

Von Gold- und Silbergruben. , 158

XXXII. Kapitel.

Vom Ackerbaue. , , , , 160

XXXIII. Kapitel.

Von der Bevölkerung. , , 168

XXXIV. Kapitel.

Vom Kommerze. , , , , 172

Nachtrag: von der Privathauswirthschaft. , , , , 178

Von den wahren Vortheilen eines Staats.

I. Kapitel.

Von dem Gelde.

Da die Vorsicht Metalle schuf, um dem Menschen die Bedürfnisse des Lebens erträglicher zu machen, so theilte sie demselben auch zugleich die nöthige Kenntnisse mit, wie sie zu gebrauchen sind. Vergebens entstanden also Pracht und ausschweifende Begierden, allerley Scheingründe, wodurch sie ihrer wahren Bestimmung entrissen werden sollten. Das ordnungsmäßige Verhältnis aller Dinge bringt mit sich, daß das Geld nur zur Ehre der Religion, zur Erhaltung der Staaten und zur Unterstützung der Menschheit verwendet werde. Weise sahen Reichthümer darum mit Verachtung an, weil man sie durch Misbrauch entehrt, den weder Werth and Farbe,

 son-

sondern nur dieser Gold und Silber gefährlich macht.

Zu allen Zeiten gab es gewisse Zeichen des Preises und eines angenommenen Werths; denn da nicht alle Länder Ueberfluß erzeugten, nicht jedes Volk gleich arbeitsam war, so hatte eine Nation der anderen Hülfe nöthig; man fieng an, die Waaren gegen einander zu vertauschen, eine Gewohnheit, die sich in einigen Gegenden von Europa noch immer erhält. In der Folge wählte man Steine und Muscheln, die die Stelle der Münzen vertraten, und erst durch die Entdeckung der Metalle wurde diese Art zu handeln verdrungen; alsdenn machten Gold, Silber, Kupfer und auch Eisen die Vorstellungszeichen des Werths aus. Regenten liessen denselben durch Gepräge gewisse Gestalten geben, und legten ihnen nebst dem innern Werthe annoch nach Zeit und Umständen eine willkührliche äussere Gültigkeit bey. Hiebey verblieb es aber ebenfalls nicht, sondern der Geist der Menschen, der immer von Erfindungen überströmt, wenn es um Pracht und Hochmuth zu thun ist, verfiel auf Mittel, dieselbe zu spinnen, und so dünne zu machen, daß sie

auch

auch auf Kleider passen mußten. Kaum war diese Erfindung reif, so wurde sie schon als ein Unterscheidungszeichen zwischen jenen, die man Große nennt, und denen, die der Pöbel heissen, betrachtet; dies Vorurtheil hat endlich so tiefe Wurzel gefaßt, daß man nun nicht mehr auf die geringste Achtung Anspruch machen darf, wenn man nicht von Golde schimmert; man pflegt nunmehr die Menschen nur nach Kleidern und Kutschen zu schätzen, und da das Glücke diesfalls meistens gegen Thoren seine Gunst verschwendet, so liegen wahre Verdienste größtentheils im Dunkeln verborgen.

In wohl eingerichteten freyen Staaten ist der Gebrauch der Gold- und Silberstoffen verboten, weil die bösen Folgen davon sehr leicht zu vermuthen waren, und selbst bis auf unser Jahrhundert, wo es doch mit dem Uebermuthe fast bis aufs Höchste kommt, haben sich dieselbe bey einer einfachen und ungekünstelten Kleidertracht zu erhalten gewußt. Hieraus dürften andere Nationen allerdings die wichtige Lehre ziehen, daß die kostbare Metalle nur alsdenn zu ihrem eigentlichen Endzwecke angewendet werden, wenn man

Münze hieraus verfertigen läßt; eine Wahrheit, welche vordersamst Länder, die jemals Geldmangel gedrückt hat, gestehen müssen: denn wenn alle übrige Quellen erschöpft sind, fängt man an Geschirre zu verschmelzen, und Borden abzuschaffen. Die berühmte Verordnung Ludwigs des Großen, welche zur Zeit einer sehr bedenklichen Lage und Umstände alle Vergoldungen untersagte, würde schon lange wieder aufleben, und öfters wiederholt worden seyn, wenn nicht der Luxus, der sich nunmehr aus allen Schranken reisset, bereits unheilbare Wunden geschlagen hätte, denn ausserdem ließ sich gewiß auch Frankreich die Plans, so man diesfalls in Dännemark, Schweden und Rußland angenommen, gefallen.

Alle die Manufakturen, worinnen Gold und Silber wie Seide bearbeitet wird, bringen nur scheinbare Vortheile mit sich, die kurzsichtigen Geistern sehr beträchtlich dünken: man soll demnach immer, bevor man an ihre Errichtung Hand anlegt, alle Folgen wohl überlegen, Ausgabe und Erzeugnis, Gewinn und Verlust auf das genaueste berechnen, und besonders den sehr wesentlichen Unterschied zwischen jenem, was blos an-

angenehm, und dem, was in der That nützlich ist, mit allem möglichen Bedachte erwägen: sodann wird man erkennen, daß es vielerley andere Mittel, mit Gold und Silber einen einträglichen Handel zu treiben, giebt, ohne daß dasselbe eben für überflüssigen Putz erschöpft werden muß.

Hiemit gedenke ich aber keineswegs zu behaupten, daß auch Fürsten nicht ein gewisses prächtiges Ansehen haben sollen, dessen sie leider bedürfen, um sich die Ehrfurcht des Volks zuzuziehen, und daß ihre Kleider und Wohnungen der Hütte und den Lumpen eines Unglücklichen ähnlich sehen müßten. Dies soll aber nur ein Kennzeichen ihrer Würde, und jener ihrer Hofleute seyn. Einem Manne von der niedern Klasse hingegen ist nicht zu gestatten, daß er sich durch vergoldete Zimmer und Kleider über seinen Stand zu erheben suche. Ich wünschte, wir lebten wie unsere Voreltern einfach, aber im Reichthum, anstatt daß wir gewöhnlich mit Borden und Stickerey beladen sind, und keinen Gulden im Kasten haben. Ich wünschte, man trüge nicht immer all sein Vermögen am Leibe, sondern besässe irgendwo am Erdboden ein Stück festen Grundes.

II. Kapitel.

Vom Luxus.

Mir ist alles das nicht unbekannt, womit man dem Luxus das Wort zu sprechen trachtet; ich weiß aber auch, daß die eifrigsten Vertheidiger desselben dem, was ich hievon anführen werde, nichts entgegen zu setzen im Stande sind. Wer nur noch ein bischen gesunden Verstand hat, muß mit mir überein kommen, daß Materialismus, die Modereligion unsers Jahrhunderts, allen Lastern und Ausschweifungen die Thüre öffnet, und daß es die schädlichste Zerrüttung in der Gesellschaft verursacht, wenn wahre Verdienste nicht erkannt und nicht geschätzt werden. Nun führt uns der Luxus unfehlbar am Ende auf diese beyde Uebel: denn wie ist es anders möglich, als daß der Mann, der sich unaufhörlich weichlichen und wollüstigen Empfindungen überläßt, der nichts als köstliche Gerichte in den Gaumen bringt, der immerhin nur Gold und Juwelen vor den Augen hat, der keine andere als wohlriechende Dünste einathmet, dessen Ohr blos zärtliche Musik berührt, nicht endlich unvermerkt bey sich selbst überzeugt werden müsse: es gebe kein

wirkliches Wesen ausser jenem, was auf die Sinne fällt, und in dem Vergnügen auf der Erde bestünde eigentlich die Seeligkeit? Nur Wollüstlinge sind es, die den Materialismus aus vollem Halse predigen. Diese Lehre verbreitet sich in der Folge auf ihre Untergebene, und wird zuletzt der Glaube und die Sprache des ganzen Volks. Man darf eben nicht sehr andächtig seyn, um in einer Welt, welche die Furcht Gottes von keinem Laster mehr zurück hält, schreckliche Folgen vorher zu sehen, und vor denselben zu zittern. Was kan wohl aus Menschen, die dem Unglauben im Schooße liegen, werden, als Geschöpfe, die alles ihrem Vergnügen aufzuopfern bereit sind, und Bilder, denen nur noch der Schein von Frömmigkeit und Ehre anklebt?

Kommen wir nun zum zweyten Gegenstande, und betrachten wir einmal, was Leute von Verdiensten, die meistens in Armuth stecken, weil sie weder niederträchtig kriechen, noch Betrüger sind, in einer großen Stadt für eine Rolle spielen; wo man nichts als prächtige Kutschen und Kleider sieht, wo glänzende Schauspiele und Lustbarkeiten einander verdrängen; es wird nicht

schwer seyn, dies zu errathen. Man will nichts als Sammt und Stickerey, und der Mann von Verdienst hat weder das eine, noch das andere. Man bemerkt nur die, so sich im Wagen schleppen lassen, und er geht zu Fuß; man trägt blos für Excellenzen und andere große Titel Achtung, und sein Name ist einfach; man pflegt nur auf Palläste zu sehen, und er wohnt irgendwo im vierten Stockwerke; man spricht von nichts als von Reichthümern, und er schmachtet im Mangel.

Dies sind die schädliche Folgen des Luxus, da man im Gegentheil in Staaten, wo jedermann im einfachsten Anzuge geht, seine Talente zeigen kan. Lebten wir in jenen glücklichen Zeiten, die Rom so viel Ehre machten, wo man Verdienste auch im verborgensten Winkel zu entdecken wußte, so würden wir nicht nöthig haben, uns in goldne Kleider zu stecken, um bemerkt zu werden; aber es ist nun schon so weit gekommen, daß der, welcher den Großen nicht Aufwartungen macht, weder gekennt, noch weniger gesucht zu werden hoffen darf: folglich, wenn man das Vermögen zu fahren oder sich zu putzen nicht hat, keine andere Erwartung, als die übrig bleibt,

elend zu leben, und noch elender zu sterben. Eine schöne Verbindlichkeit, die wir von dem Luxus haben; er entreißt dem Staate Hülfsmittel, welche Verdienste verschaffen könnten, und drückt Männer in den Staub, die zu den höchsten Ehrenstufen erhoben werden sollten.

Ich weiß gewiß, daß es Städte giebt, in denen nämlich der Pracht bis zur Ausschweifung gestiegen ist, wo man den berühmtesten Geist, wenn er nicht Adelsbriefe und eine Schaar von Bedienten mit sich führte, nur mit Verachtung ansehen würde; hingegen braucht es nichts als Diamanten oder ein Ordensband, damit man den Kopf in die Höhe strecken, Machtsprüche geben, und auf das ausgesuchteste Talent einen unwilligen Blick werfen darf. Man fragt sehr oft nach einer Person von großem Verstande und Verdiensten nur mit den verächtlichen Ausdrücken: wer ist der Mensch? wenn er nicht in Sammt und Spitzen erscheint. Geschieht es aber auch, daß er insgeheim eines Umgangs gewürdigt wird, so trägt man alle mögliche Sorge, denselben in öffentlichen Gelegenheiten nicht mehr zu kennen; selbst die niedere Klasse von Bedienten, (denn

die Herren machen jetzt einen besondern Staat aus,) wissen sich ein hochmüthiges Ansehen zu geben, und eine anfahrende Stimme zu gebrauchen, wenn sie einem Manne zu antworten genöthigt sind, der ein geringes Kleid am Leibe hat.

Man mag Verdienste und Rechtschaffenheit besitzen, aber noch weniger darf es am Anzuge nach der Mode, und am Aussehen, welches einen hohen Stand vermuthen läßt, fehlen. Ein würdiger Bürger von Rom rufte einsmals aus:

„Vaterland! mit welcher Schande bist du be„deckt; vom Prachte allein läßt du dich ver„blenden, und Tugend scheint dir verächt„lich.„

Sehen wir in unser Gewissen, und gestehen wir nur, daß es kaum ein Volk giebt, so nicht die nämliche Stimme führen dürfte. Diese Unglücke waren die Vorbedeutung von Roms Verfall; sind sie es nicht etwa auch von dem unsrigen?

Hiezu kömmt noch, daß der Luxus, wenn er zu weit getrieben wird, obwohl er vielleicht, sonderlich in großen Städten, bis auf einen gewissen Grad nothwendig ist, viele andere schlim-

me

me Folgen nach sich zieht. Zu welchen Ueberschuldungen hat er nicht schon Gelegenheit gegeben? wie viele Familien sind nicht dadurch schon zu Grunde gerichtet worden?

III. Kapitel.

Von Subsidiengeldern.

Bey dieser Art von Ausgabe soll man äusserst geizig verfahren, um den Staat nicht in Mangel zu versetzen. Es gehört sehr viel Einsicht dazu, um nicht unnöthige Stimmen und Schutz zu erkaufen, und man muß ganz von Patriotismus eingenommen seyn, um hiebey nicht im geringsten nach Gunst und Freundschaft zu handeln. Doch dies fordert Erklärung. Beträchtliche Summen Geldes, die aus einem Reiche um ganz unnütze Subsidien und Gnadengehalte zu bezahlen, gehen, und nie wieder herein kommen, lassen eine Lücke zurück, die kaum mehr ausgefüllt werden kan, und dennoch sind einige Staaten hiemit wie von einer Wuth befallen, oder betrachten dies als eine hergebrachte Staatsregel. Wie viel zum Beyspiel in gewisser Maße verlohrnes Geld hat nicht Frankreich dahin gegeben, seitdem es an der Wahl der

Kö-

Könige von Pohlen Antheil nimmt? Alles, Subsidien, Besoldungen, Gnadengehalte, Geschenke ist bis zur Verschwendung angewendet worden; und was war endlich von allem dem das Resultat? Entweder die, welche man durch zehen bis zwanzig Jahre, so zu sagen, in der Miethe gehabt, liessen sich durch noch grössere Bestechungen verführen, oder sie mußten manchmal gerade vorher aus der Welt, ehe es zur Wahl kam. Ich darf noch weiter gehen, und behaupten, daß Frankreich sowohl zufolge der Lage als Staatsverfassung von Pohlen ganz wohl unterlassen könnte, sich in diesen Gegenstand zu mischen. Setzen wir aber den Fall, daß es sich hiebey wirksam zu zeigen genöthigt wäre, so würde besser gethan seyn, am Zeitpunkte der Wahl selbst eine Summe zu verwenden, als jährlich so viel Geld auf blosse Ungewißheit zu wagen. Dies würde einiges Aufsehen machen, und der vorgesetzte Endzweck vielleicht sicherer gelingen. Ob wohl der Kardinal von Polignac in einem seiner Briefe sagt: Frankreich handle weise, wenn es sich bey dieser Gelegenheit nicht die geringste Kosten macht. Hat man hiebey keine andere Absicht, als die, seine Macht zu vergrößern, so ist man nebst dem, daß

der blos durch Geld erworbene Kredit wenig Ehre bringt, erst alsdenn in der That mächtig, wenn man wohlgefüllte Kassen hat, denn in diesem Falle kan man sich für Schutz und Beystand selbst bezahlen lassen, da man sie ausserdem von andern kaufen muß.

Was die Gehalte betrift, die man an fremde Höfe verwendet, theils um sich da Anhang zu machen, theils um insgeheim von allem, was dort vorgeht, genau unterrichtet zu seyn: so wird man, wenn man der Sache recht auf den Grund sieht, finden, daß es zwey Drittheilen von denen, die man im Sold hat, an hinlänglichen Talenten und Einsicht fehlt, daß sie keinen andern Verdienst, als eine aus besonderer Gunst herrührende Empfehlung haben, und daß es endlich Leute sind, die man in der Stille sehr theuer bezahlt, bey denen man aber erröthen würde, öffentlich zu gestehen, daß sie der Staat unterhält.

IV. Kapitel.

Von der Verbindlichkeit des Staats gegen die Bürger.

Auf allen Seiten höre ich nichts als vom Nutzen fürs Vaterland sprechen; ich sehe nichts als Schriften, wo Patriotismus anempfohlen wird. Dies sind zwar immer sehr löbliche und rechtmässige Beweggründe, aber warum macht niemand auch von dem Meldung, was der Staat den Bürgern schuldig ist? Zwischen dem Fürsten und den Unterthanen befindet sich ein Kontrakt, der auf einer gegenseitigen Verbindung unter beyden beruht, und diese Verbindung hat ihren Grund in der Menschheit selbst. Für den Bestand dieser Verbindung nun muß der Staat nach dem Verhältnisse der Stände und der Talente besorgt seyn, er ist gehalten, die Verdienste aufzusuchen und sie zu belohnen; er muß zu verhindern suchen, daß niemand unter dem Vorwande von Dürftigkeit aus dem Vaterlande zieht.

Täglich werden sowohl Mittel als Drohungen angewendet, um Uebelthäter kennbar zu machen, und sie zu bestrafen; wird man denn nie

auf

auf Wege denken, wodurch Leute von Verdiensten entdeckt, und in die Höhe gebracht werden könnten? Daher kommt, daß die aufgeklärteste Geister im äussersten Elende schmachten; daß so viele schöne Geheimnisse und nützliche Projekte in der Dunkelheit begraben liegen, und sich da verzehren; daß bey Fremden, die mehr auf ihre Vortheile bedacht gewesen sind, so viele Manufakturen blühen; daß so viele verabschiedete Krieger gegen ihr eignes Vaterland kämpfen, und es sehr oft in Furcht setzen; daß Menschen, die zur Verzweiflung gebracht sind, in entfernten Landen Missethaten begehen, und dadurch ihre Nation entehren; daß sich die Gesandten an den Höfen unaufhörlich über eine Menge von Herumziehern beschweren, wodurch sie überlaufen, und beunruhiget werden.

Allen diesen Ungereimtheiten aber wäre abzuhelfen, wenn wir die Chineser, ein Volk, welches wir ohne Zweifel für Wilde halten, weil sie weder unsere Moden, weder unsere Tändeleyen, noch unsere Scartequen kennen, nachahmen wollten. Ihr ungeheures Reich schliesset eine unglaubliche Menge Bewohner in

sich,

sich, wovon die verschiednen Genies, die mit der größten Sorgfalt fortgepflanzt, und nach ihrer eignen Neigung und Fähigkeit angewendet werden, nichts weiter als sich selbst nöthig haben, um zu den beträchtlichsten Aemtern zu gelangen. In jeder Stadt, in jedem Dorfe giebt es öffentliche Schulen, von Jahr zu Jahr steigen jene, die sich da besonders hervorgethan haben, von einem Kollegio zum andern, bis sie endlich zur vornehmsten Universität kommen, von welcher aus sodenn nach einiger Zeit die geschicktesten Köpfe gewählt, und zu Staatsbedienungen gebraucht werden. Alles Geld, alle Empfehlungen würden nicht vermögend seyn, dieses weise und nützliche System aus seinem Gange zu bringen.

Man sagt vielleicht dagegen, daß es unmöglich wäre, allen Privatpersonen Aemter zu geben: ein blosser Irrthum des Pöbels. Jeder ist in einem mehr oder weniger vorzüglichen Stande gebohren; jeder hat ein ihm allein eignes Talent. Man lasse also den Bauer den Acker pflügen, den Handwerker arbeiten, den Kaufmann handeln, und sowohl Edelmann als Bürger werden zu leben haben, wenn man

darauf

darauf bedacht ist, daß sie von ihrer Fähigkeit Rechenschaft geben müssen. Mir scheint, es wäre nichts leichter, als daß man der geistlichen und weltlichen Obrigkeit jedes Orts auftrüge, sie sollen von allen jenen die genaueste Kundschaft einziehen, die ohne Vermögen gebohren, dem Staate entweder mit der Feder, mit dem Degen, oder mit Handarbeit dienen könnten, und sie anhielte, hierüber auf ihr Gewissen wahrhafte Berichte abzulegen. Mir scheint, es würde nicht schwer seyn, Gerichtsstellen, so aus denen rechtschaffensten Männern bestünden, niederzusetzen, die bey jenen Bürgern, denen man ein Amt anzuvertrauen gedenkt, die Untersuchung vornähmen, ob sie sich ihren Unterhalt zu verdienen im Stande wären, und man sie brauchen könnte, oder ob sie wegen Gebrechlichkeiten, oder aus Abgang des Verstands blos gefüttert werden müßten. Jeder Mensch hat ein Recht auf das Leben, und jeder hat seine Nothgebühr an der Menge von Gütern zu fordern, wovon der Erdboden bis zum Ueberflusse angefüllt ist: er darf sich dieselbe nicht selbst nehmen, um die einmal festgesetzte Ordnung nicht zu stöhren, aber man ist schuldig, sie ihm zu geben, denn hiedurch erhält man der Menschheit

ihre wahre Rechte, und hiedurch stellt man wieder in gewisser Maße jene Gleichheit her, die der erste Stand der Natur war.

Es ist eines der wesentlichsten Gebrechen in einem Reiche, wenn man für die Lebensbedürfnisse des Privatmanns nicht sorgt, und hiezu keine Vorsehung macht: dennoch wie viele Länder giebt es nicht, wo man in diesem Stücke keine Hülfsmittel findet, zum Beyspiel: ein Edelmann, der nicht Glücksgüter besitzt, kan kein Amt antreten, denn der mindeste Grad hievon ist verkäuflich, und die hiezu nöthige Kleider oder anderes würden ihm zu theuer zu stehen kommen, er kan nicht geistlich werden, wenn er auch den Beruf dazu in sich fühlte, denn er muß für seinen Unterhalt sorgen, und zu dem Ende etwa irgendwo in einem Seminarium Kostgeld bezahlen. Er kan nicht suchen, bey einer Gerichtsstelle aufgenommen zu werden, weil das Recht, Processe auszuführen, und hierüber zu urtheilen blos um Geld zu haben ist. Er soll sich nicht auf die Handlung verlegen, denn hierdurch würde der Adel heruntergesetzt, und mit nichts kan man auch nichts unternehmen. Der Staatswirthschaft darf er sich ebenfalls nicht widmen,

widmen, nachdem man da Caution verlangt; also ist unser armer Edelmann schlechterdings dazu gebohren, um für Hunger zu sterben; er gehe denn ins Feld, sagt man, dies ist die gewöhnliche Antwort auf alle dergleichen Einwürfe: aber ausserdem, daß es Zeiten giebt, wo die Zahl der Mannschaft vielmehr verringert als vergrößert wird, so müßte der Staat seine Truppen um mehr als die Hälfte vermehren, wenn alle Unglückliche von Adel diesen Stand wählen wollten: und endlich setzen wir, daß der Edelmann bucklicht oder hinkend ist, oder beyde Gebrechen beysammen hat.

Täglich wird über Mangel an Bevölkerung geklagt, und ganze Schaaren von Bürgern läßt man aus dem Lande ziehen. Täglich lärmt man gegen die Menge von Mönchen, und denen, die in der Welt bleiben, weiß man nicht Brod zu verschaffen. Welche Widersprüche! Diese Unglücke sind es, die so vielen ehrlichen Leuten unaufhörliche Thränen auspressen, ihnen das Leben verhaßt machen, sehr oft zur äussersten Verzweiflung Gelegenheit geben, und vielmals die größten Laster erzeugen. Philosophie, von der

man sagt, daß sie ein Mittel gegen alle Uebel seyn soll, hat noch nie den Menschen getröstet, den der Hunger quälte, und der, wie das Evangelium spricht, weder die Erde umgraben, noch betteln kan.

Ich komme wieder auf meine Gerichtsstelle zurück, und behaupte, daß dies der Ort sey, wo das Schicksal derjenigen, die Beystand nöthig haben, festgesetzt werden solle. Man fängt an, die, so von Stande sind, und Talente besitzen, bey Austheilung der Aemter vorzuziehen, die Adeliche läßt man zur Verwaltung der Staatswirthschaft, und von denen Stellen und Würden, welche beträchtliche Einkünfte mit sich bringen, zieht man Pensionen ab, um auch denen Unterhalt zu geben, die nichts haben.

V. Kapitel.

Von der Ungleichheit der Glücksgüter.

Diese darf man eigentlich als die Quelle so vieler Uebel betrachten, die mir vorhin Klagen abnöthigten. So lange auf einer Seite alles, und auf der andern nichts ist, muß es nothwendiger

Weise

Weise eine große Menge von Unglücklichen geben. Alle Dinge sind sowohl im moralischen als physikalischen Verstande nicht eher gut, als bis sie mit einander im Gleichgewichte stehen. Wenn man einen Blick auf die blühendste Städte wirft, so wird man sehen, daß sich unter hundert tausend Menschen, die in Armuth schmachten, etwa zwey tausend bef.nden, so an Reichthum strotzen; und wer sind die? Geistliche, die vielleicht bey einem paar hundert Gulden jährlichen Einkünften gebohren, sich glücklich schätzen dürften, wenn sie dieselbe auf tausend bringen, und deren drey bis vier tausend haben. Pachter, meistens Leute ohne Mittel, die dem Himmel danken sollten, wenn sie jährlich zu fünf bis sechs tausend gelangen, und sich deren zwanzig bis dreyßig tausend erwerben. Hierunter zähle ich nun keineswegs Adeliche, die großes Vermögen, ein Erbgut von ihren Vätern, besitzen.

Wäre es nicht ein Hülfsmittel, dessen sich der Staat bedienen könnte, gewissen Personen ihre Einkünfte festzusetzen, ihnen den Ueberfluß abzunehmen, und hiemit jene zu unterstützen, denen es an allem Nothwendigen mangelt? Aber

die Vermögliche, wird man einwenden, (denn man macht in dem Jahrhunderte, wo wir sind, sehr gerne Einwendungen) geben einer Menge von Leuten zu leben. Ich will es glauben; aber was für Leuten? Einem Haufen von Bedienten, die ausserdem das Gewehr in die Hand nehmen, oder die Erde bauen würden, die man überhin zu unnützen, ausgelassenen, groben Geschöpfen macht, und wovon zwey Drittheile aufgehoben werden sollten; oder wieder einer Zahl von Wohlbemittelten, die täglich bey ihres gleichen essen und trinken. Es ist falsch, daß die Güter der Reichen denen, welche sie am meisten bedürften, zuflieſſen; sie werden nur an die gefährlichste Wesen, an Sänger und Schauspieler, an Schmeichler, die man wie Misgeburten ersticken sollte, und an Buhlerinnen, die die besten Häuser bis zum Untergange stürzen, verschwendet.

VI. Kapitel.

Von geistlichen und Kirchengütern.

In keinem Stande fällt die Ungleichheit der Güter mehr auf, als unter der Geistlichkeit. Es giebt würdige Männer, welche täglich alle Beschwer-

schwerlichkeiten des Wetters und der Hitze ertragen, von Dorf zu Dorf herum laufen, denen Kranken beystehen, sie unterrichten, trösten, und dabey darben müssen, da andere im Gegentheil, deren Beschäftigung nur darinn besteht, dem schönen Geschlechte aufzuwarten, zu spielen und zu verdauen die herrlichsten Einkünfte besitzen.

Ich bin weit entfernt, hier die Geistliche zu tadeln, oder einem Stande die geringste Beleidigung zuzufügen, für den man nicht Ehrfurcht genug tragen kan, sondern ich frage nur, ob diese Ungleichheit billig ist? und ob, wenn ein Fürst auf die Gedanken geriethe, alle Diener der Kirche in diesem Stücke gleich zu stellen, es nicht ein ewig merkwürdiges Unternehmen seyn würde? Ich frage, ob unsere Väter den Kirchen nur zu dem Ende Güter geschenkt haben, daß hievon glänzende Equipagen geschaft, prächtige Palläste gebaut, die kostbarste Tafeln, und der übertriebenste Pracht unterhalten werden sollen?

Man dient der Kirche nur alsdenn, wie sichs gebührt, wenn man von ihren Einkünften einen heiligen Gebrauch macht, nach dem nämlich,

was der unsterbliche Massillon in seiner ausnehmend schönen Rede über die Verwendung der geistlichen Güter sagt. Seine Ausdrücke sind folgende: "Wenn jene, die ihr Vermögen an die "Kirchen gegeben haben, jetzt wieder unter uns "erscheinen, und sehen könnten, wie sie von den "meisten Dienern derselben verwendet werden, "wenn sie aus ihren Gräbern aufstehen könnten, "und mit eignen Augen die Tempel, worunter "sie ruhen, und die sie bereichert haben, verlas- "sen, zur Hälfte zu Grunde gerichtet, erblickten, "wenn sie fänden, daß alle die Schätze, die sie "zur Unterhaltung der Seelenhirten bestimmt "hatten, nunmehr blos zur Weichlichkeit, zum "Müssiggange, zum Spiele, zum Putze, und "für den Gaumen dienen müßten. Gewiß, von "eben dem Eifer beseelt, wodurch sie so wohlthä- "tig geworden sind, würden sie die spöttliche, "unwürdige Diener verjagen, die sie durch ihre "Unbrauchbarkeit und verdorbene Sitten enteh- "ren, und aus den Mauern der Andacht Frey- "stätte ihrer Verschwendung, Hochmuth und "Sinnlichkeit machen. Da Kirchengüter, setzt "er hinzu, die Opfer der Getreuen, der Preis "für die Sünden, und das Erbtheil der Armen

"seyn

"seyn sollen, so heißt es, selbst in die Gottlosig-
"keit eines Baltasars verfallen, welcher die ge-
"heiligten Gefäße zu seinen ärgerlichen Mahlzei-
"ten gebrauchte, wenn man nicht in der Armuth,
"Enthaltsamkeit und Demuth lebt." Diese Güter dürfen demnach zu weiter nichts angewendet werden, als um die Blöße zu decken, und nicht die Eitelkeit zu zieren; den Hunger zu stillen, und nicht den Gelüsten zu schmeicheln; den Durst zu löschen, und nicht Begierden zu reizen.

Seit wenn hat die Welt aufgehört, die Geistlichkeit zu schätzen, als seitdem diese aufgehört hat, sich wegen ihrer Fehler ehrwürdig zu machen? Die Würden der Kirche sind zu dem Ende eingesetzt, daß wir hiedurch auferbaut, und uns Liebe und Verlangen nach denen ewigen Gütern eingeflößt werden sollen. "Es wird mit
"euch nicht seyn, sagt Christus zu seinen Jün-
"gern, wie mit den Herrn der Nationen, die zu
"herrschen suchen." Hatte nicht der H. Augustin die Hochschätzung seines ganzen Jahrhunderts, obwohl er sich nur von Kräutern nährte, und den einfachsten Anzug trug. Der große Basilius wurde von der ganzen Welt, und selbst von

denen Kaisern, denen er ihre Fehler verwies, verehrt, und hatte dennoch nur allezeit ein schlechtes Kleid auf dem Leibe.

Wenn ein Patriarch von Armenien, der zu Esquiazin, einem berühmten Kloster in Persien, residirt, nach der Aussage aller Reisenden mit eignen Händen arbeitet, obwohl er mehr als zweymal hundert tausend Thaler Einkünfte hat, so sollen sich die Diener der wahren Religion doch wenigstens bis auf die Nothwendigkeit einschränken. Gute und würdige Geistliche werden von der Wahrheit alles dessen überzeugt seyn. Zum Glücke ist deren noch eine ziemliche Zahl anzutreffen; und es wird immer welche geben, die den dritten Theil ihrer Einkünfte austheilen, sodenn sind es aber solche, die weder reich werden, noch große Erbschaften hinterlassen können. Nicht Erbitterung noch Bosheit haben mich zu diesen Betrachtungen verleitet, sondern ich wünschte nur, daß der Priesterstand, der wegen seiner Würde so viel Ehrfurcht verdient, sich auch durch die Sitten Hochachtung erwürbe, und weder den Ketzern im Irrthum zu verharren, noch den Freydenkern im Unglauben fortzuleben, und rechtschaffenen Leuten zu seufzen Gelegenheit gäbe.

Man

Man setze die geistliche Güter auf eine Masse herunter, welche hinreichend ist, die Diener derselben anständig zu erhalten, man gebrauche den Ueberfluß zum Unterhalte jener Personen, von denen ich im vierten Kapitel Meldung gemacht habe, und die vermög ihrer Geburt weder ein Gewerbe treiben, noch betteln können und sollen, so wird man so viele Quellen finden, daß hiedurch allem abgeholfen ist.

Nun höre ich aber die Geistlichkeit schreyen, und sich auf den Beweis zu gute thun, daß die Güter, so der Kirche gewidmet sind, in die Hände der Layen nicht übergehen können. Was die Stiftung selbst betrift, will ich es wohl zugeben, nicht eben das Verhältnis aber hat es mit den Einkünften. Die Gesinnung der Stifter war, die Geistlichkeit soll hievon blos die Nothwendigkeit ziehen, von dem übrigen aber Allmosen geben, und dies Allmosen ist nicht allein für Geistliche gemeynt, sondern auf jeden, der es bedarf, anwendbar.

Hauptsächlich sind zweyerley Arten von Verbesserung nöthig. Erstens der Verminderung

der

der Geistlichen, und zweytens die Vereinigung so vieler kleiner Kollegialen mit den großen Kapiteln, und einer Menge kleiner Klöster mit den größern. Es ist zum Verwundern, daß man manchmal so leicht daran kommt, Priester zu weihen, ungeachtet der H. Paul dem Timotheus die Warnung giebt, die Hände nicht ohne viele Vorsicht aufzulegen. Die Kirche soll nicht mehr Diener haben, als Plätze hierzu offen sind. Wenn man sich an diese nützliche und vernünftige Regel hielte, so sähen wir nicht so viel überzählige Priester. Ich kan ihnen keine andere Benennung geben, da sie, was wider alle Gebühr läuft, und beseufzt zu werden verdient, von ihren Messen, wie ein Handwerksmann, von seinem Gewerbe leben, und aus dem erhabensten und heiligsten Stücke der Religion in gewisser Maße eine Kaufmannswaare machen. Die Geistlichkeit wird nicht mehr geachtet, weil zu viele Priester sind, und selbst das Meßopfer geräth sehr oft in Vergessenheit, weil man es zu vielfältig hält.

Was den zweyten Gegenstand betrift, nämlich wenn man mehrere Kapitel und Klö-

ster

ster mit einander vereinigte, so darf man versichert seyn, daß der Kirchendienst weit besser versehen, und die Regeln mit viel größerem Eifer beobachtet würden. Die kleine Kapitel sind vielmals mit Leuten besetzt, denen es am Verstande und Nüchternheit fehlt. Durch immerwährende Kabalen und unaufhörliche Streitigkeiten reiben sie einander selbst auf, und dienen weder der Kirche, noch dem Staate, sondern fallen vielmehr der einen zur Last, und geben dem andern Aergerniß.

VII. Kapitel.

Von Verwaltung der Finanzen, (Staatswirthschaft.)

Diese ist eine Klippe, woran die Regierungen so leicht scheitern können. Es giebt hiebey so viele zufällige Hindernisse, die der allgemeinen Wirthschaft in einem Reiche schaden, es stellen sich dem Geiste so verschiedene Systeme vor, daß selbst Colbert, der in diesem Stücke nicht so einsichtsvoll als der berühmte Sully war, die Verwaltung der Staatswirthschaft nur zur Hälfte verstand. Man hat immer eine

Sache zu sehr unter einander verwickelt, die so einfach, als möglich, behandelt werden sollte. Wenn man nämlich die Abgaben auf jeden Kopf, oder auf jedes Jauchert besäeten oder bepflanzten Erdreichs vertheilte, und die Provinzen dem Staate einverleibte, so würde die Einheischung der Einkünfte weder zu so vielen Veruntreuungen, woraus natürlich Armuth und Klagen entspringen, noch Reichthümern, die schon durch ihre geschwinde Entstehung, und durch das große Aufsehen mißfallen müssen, Gelegenheit geben.

Die Pachter, gegen die ich aus vollem Halse losziehen will, nicht weil mich Haß, oder Satyrgeist hiezu antreibt, sondern weil mir sie das Publikum als eine Gattung von Menschen Preis giebt, die den Staat durch verborgne Minen untergraben, die Pachter, sage ich, können nur unter Betrügern oder Unwissenden Lobredner finden. Es liegt zu sehr am Tage, daß Leute, die sich mit einem Schritte zu Reichthum und Macht empor schwingen, gefährliche Wesen seyn müssen, welche man unterdrücken soll.

Wenn

Wenn man ein Tribunal errichtete, so aufs genaueste untersuchte, durch was für Wege dieselbe zu so großem Vermögen gelangen, wie viele würden den Ruhm von Rechtschaffenheit verlieren, den man ihnen so freywillig zugesteht; man würde erkennen, daß die Auflagen nur darum fast bis zum höchsten Grade gestiegen sind, weil die Hälfte oder zwey Drittheile hievon in den Händen von Bösewichtern kleben bleiben; man würde einsehen, daß Reichthümer, die so schnell wachsen, nicht ohne Grund Verdacht erwecken, und daß man nicht auf einmal Tausende gewinnt, ohne die Kunst zu stehlen zu besitzen, ein rechtmäßiger Gewinn, welcher durch kluge und nutzbare Gesetze eingeschränkt wird, giebt keineswegs die Mittel an die Hand, große Palläste zu bauen, prächtige Equipagen und Meubles anzuschaffen, und mit einem Worte, so gut, oder besser noch als die Regenten selbst zu leben.

Will man die Pachter nicht unterdrücken, so mache man doch wenigstens festgesetzte und ehrliche Bestallungen mit ihnen. Ist es denn nothwendig, daß Leute, die sehr oft von Geburt

kurt kein Vermögen haben, die schönste Güter besitzen? ist es nothwendig, daß zum Beyspiel alle die Gegenden um Paris ihr Eigenthum zu seyn scheinen, und daß ein Fremder, der da ankommt, glaubt, sie wären die erste vom Staate? Man muß gestehen, daß so ein Anblick etwas Unverschämtes in sich enthält, und ich begreife nicht, wie sie, da ihnen immer bange seyn soll, es wagen dürfen, ihren Raub an Unglücklichen auf eine so glänzende Art vor Augen zu stellen. Wenn sie allein ohne einigen Zusammenhange mit jemand wären, so würde sie ihre eigne Größe schon lange aufgezehrt haben; aber sie stehen mit höheren, zu denen sie täglich mehr befreundet und verschwägert werden, mit einer Menge von andern Personen, die bey den Verpachtungen Antheil haben, und sich ebenfalls, ohne dem Staate im geringsten zu dienen, auf das übermäßigste bereichern, in genauer Verbindung, und finden folglich immer die mächtigsten Stützen; kurz, sie sind, wie der Drache in der Apokalypsis, der mit seinem Schwanze den dritten Theil von Himmelsgestirnen dahin reißt

Wird

Wird man denn immerfort allen diesen Raubereyen und Erpressungen gelassen zusehen, weil fünf bis sechs tausend Privatpersonen, die mit den Pächtern in Gesellschaft stehen, hieraus die größten Vortheile ziehen, und weil der Adel bey ihnen reiche Erbinnen antrift? Wäre es nicht natürlicher, wenn man demselben anstatt den Heyrathen unter dem Stande andere Mittel, sich zu bereichern, an die Hand gäbe, und ihm selbst die Besorgung der Staatsgelder anvertraute? Der Adel bey einigen Nationen dünkt sich nicht zu groß, die Verwaltung der Staatswirthschaft zu übernehmen; wenn es nicht die Gewohnheit ist, so führt man sie ein: denn man kann eine Sache weder verbessern, noch zur Vollkommenheit bringen, wenn man nicht einige Aenderungen damit vornimmt.

Dagegen liesse sich nun zwar sagen, wenn man nicht große Gewinne vorher sieht, so werden die Menschen unthätig bleiben, niemand wird die Last für das Beste des Staats zu sorgen auf sich nehmen wollen. Aber wie erniedrigend wäre so ein Geständniß für unser Jahrhundert; muß denn blos Eigennutz immerfort unsere Seelen be-

herrschen? Müssen unsere Gesinnungen nur nach dem Maaße der größern oder kleinern Summe Geldes, so sich gewinnen läßt, zu leiten seyn? Kan man nicht Personen, die dem Staate auf diese Art Dienste leisten, durch Ehrentitel belohnen? Und ist es unumgänglich nothwendig, daß ein Pachter Millionen an sich zieht? Mir schiene es nicht unmöglich, die Einkünfte dieser Leute auf eine gewisse geringe Summe herunter zu setzen. Und ich glaube, es sollte bey einer Nation, die sich durch ihre Ehrbegierde immerhin Achtung erworben hat, nicht schwer halten, Männer zu finden, die mehr um dem Vaterlande zu dienen, als sich zu bereichern, arbeiten würden.

Es ist nicht das Geld, woran die Staaten Mangel haben, es ist nur die Art und Weise, dasselbe anzuwenden, woran es fehlt; wenn Männer von Rechtschaffenheit, die mit einem mittelmässigen Vermögen zu leben gewohnt sind, dies Geschäfte unter den Händen hätten, so würde sich zeigen, daß die Unterthanen allen Bedürfnissen des Staats Genüge leisten könnten, ohne die Last davon zu fühlen; der, so nur wenig hätte, würde wenig

geben,

geben, und eine Million würde das ersetzen, wozu deren drey nöthig waren.

Alle Unglücke entspringen aus einer übeln Verwaltung von Auflagen, die unrechtmäßig, verkehrt, ohne Billigkeit und ohne Unterscheidung angesetzt werden, aus einer Verschwendung, woran Betrügereyen, oder eine übel verstandne Politik die Ursache sind. Man hebe die Subsidiengelder auf, so ohne Nothwendigkeit, und aus blosser Gewohnheit gegeben werden; man ziehe die Pensionen ein, welche man unnutzbaren Leuten bezahlt; man suche unter den Personen in Geschäften eine gewisse Gleichheit des Vermögens herzustellen; oder um mich deutlicher auszudrücken; man setze die Einkünfte der Pachter auf eine bestimmte Summe herunter, oder vielmehr, man stelle sie gar ab, und nehme an ihren Platz Edelleute, die sich mit einer geringern Belohnung befriedigen lassen, und mehr arbeiten werden; man wirthschafte mit den öffentlichen Kassen aufs möglichste durch eine Freygebigkeit, die nur im rechten Zeitpunkte angebracht werden muß, und durch eine Einschränkung aller Ausgaben ausser jenen, die unvermeidlich sind; man trachte Handlung

und Ackerbau blühend zu machen, und gebe dem Luxus nur in so weit Platz, als er Fleis und Thätigkeit im Gange erhält; man suche Männer von Verdiensten auf, man hole ihren Rath ein, und gebrauche sie in Aemtern; man entferne alle die Personen, die bey den Verpachtungen Antheil haben, und an deren Gewinn das Blut des gedrückten Unterthans klebt; man begnüge sich mit dem Erdreiche, welches man besitzt, und der Staat, der in Entkräftung lag, wird sich wieder erholen, und zur vorigen Lebhaftigkeit gelangen.

Kleine Geister finden bey allem Schwierigkeiten; es gehört eine große Seele, es gehört ein großes Genie dazu; man muß den Gordischen Knopf von einander hauen, um es dahin zu bringen, daß ein Staat sich aus seinen eignen Trümmern wieder aufrichtet, und blühender als jemals wird. Das Geld ist immer verschiedenen Stössen und Verminderungen unterworfen, wenn es durch viele Hände geht.

Der Kardinal Richelieu hat sich nur dadurch unsterblich gemacht, daß er neue Systeme auf den

den Ruinen der alten baute: er ließ schreyen, wagte, und Frankreich erhielt eine andere Gestalt. Es geht immer alles so schläfrig in denen Staaten, wenn es um das gemeine Beste zu thun ist; man hat so viele Sorge, ob eine Sache gelingen wird, daß die nützlichsten Projekte nie zur Wirkung kommen. Es scheint, als wenn sich aller Geist nur auf die Moden erstreckte, und keine Misbräuche ausser in der Art, sich zu kleiden, und den Kopf zu putzen, auszurotten wären.

Nach dem Beyspiele Sixtus des Fünften soll man sich bemühen, einige Tausende in Hinterhalt zu legen, und dies ist gar nicht unmöglich: sodenn käme man nie in den Fall, Vorschläge nöthig zu haben, und würde erfahren, daß Pachter eben nicht so unentbehrlich sind, und man die Dienste, so sie dem Staate zu leisten scheinen, sehr theuer bezahlt. Nichts ist verderblicher, als wenn man dem gemeinen Sprichworte nach, die Frucht schon in der Wurzel verkauft. Die Verwaltung der Finanzen soll demnach so eingerichtet seyn, daß man immer im Stande ist, etwas in Ersparung zu brin-

gen. Die Zeit des Ueberflusses und des Friedens läßt sich sehr füglich mit dem Sommer vergleichen, wo man für den Winter, oder was eben so viel sagen will, für die Tage des Unglücks und Jammers sammeln muß. Wie aber dies anzugehen seye, wird sich gleich zeigen.

Es kömmt darauf an, daß man so geschickte Verbesserungen einführt, die geraden Wegs Sparsamkeit zum Ziele haben, und daß hiemit beym Hofe selbst angefangen wird. Niemand kan unbekannt seyn, daß die Höfe wie ein Abgrund, die ungeheuerste Summen verschlingen, daß sie die Begierden eines Schwarms von Leuten befördern, die überall einige Vortheile zu haschen suchen, und daß die Große hiedurch zum Luxus verleitet werden, der sich bis auf die äusserste Gränzen des Staats erstreckt. Die Bescheidenheit Ludwigs des XV. in diesem Stücke ist zu bewundern; als ein kluger und erleuchteter Monarch trug er seinen Ministern auf, alle überflüssige Ausgaben einzuziehen, und durch sein ganzes Haus einen Geist von Mäßigkeit und Wirthschaft zu verbreiten.

Ich verlange nicht, daß man auf eine schändliche Art knicken soll, dies würde niedrig gehandelt seyn, und die stärkste Spuren vom Geize verrathen; nur das, was wesentlich beträchtliche Ausgaben und Ueberfluß heißt, ist abzustellen; dem, was der Anstand fordert, nichts, der Eitelkeit aber alles zu entziehen.

Vordersamst muß ein wirthschaftliebender Minister auf die Reisen des Regenten ein wachsames Auge haben, denn wird er sehen, daß der geringste Transport unermeßliche Kosten nach sich zieht, daß die Hausofficiers und dergleichen Leute sich Gebühren bezahlen lassen, die in sich selbst eben so lächerlich als dem Staate nachtheilig sind; daß die verschiedene Tafeln, wozu jeder wieder einen Freund führen darf, sehr theuer zu stehen kommen, und aufgehoben werden sollen; er wird finden, daß die Verminderung der Pferde in gewisser Maße für den Hof ein Monopolium abgiebt, wodurch sich auch Privatpersonen wieder Geld machen können; er wird bemerken, daß die Dienste derjenigen, so die Aufsicht über die Gärten und Gebäude haben, keineswegs ihrem Gehalte entsprechen, und daß

überhaupt der Leute sowohl bey Bedienungen als bey der Arbeit zu viel sind.

Wenn man diesem Plane, bey allen verschiedenen Klassen, die den Staat ausmachen, folgen wollte, so könnte man die beträchtlichste Summen gewinnen, und würde also in den Stand gesetzt seyn, etwas zurück zu legen. Mit dem Gelde muß man, wie mit dem Getraide umgehen, und sich mit Vorrath auf theure Zeiten versehen. Das Hülfsmittel, die Auflagen bis aufs höchste zu treiben, ist grausam, und die Nothwendigkeit, die Altäre entblößen zu müssen, ist schrecklich. Wie traurig klingt die Wahrheit, daß fast alle Staaten übermäßig verschuldet sind, und daß dies Uebel nur daher rührt, weil die Wuth, die Ausgaben höher als die Einnahme wachsen zu lassen, eingerissen hat. Die Verfassung des türkischen Reichs ist in diesem Falle viel besser: es bezahlt an Fremde weder Gehalte, noch Subsidien; es kennt weder unsere Moden, noch die Erfindungen des Luxus; folglich macht es keine Schulden, sondern genießt seinen Reichthum ungetheilt. Zu viel Witz schadet oft dem Staatsregimente. Die Politik der Türken darf als eine

Apo-

Apologie für den gesunden Verstand angesehen werden, sie haben Grundsätze, die sich nie ändern, und denen man wie dem Laufe der Sonne folgt, nur wäre zu wünschen, daß ihre Ideen von einer übel verstandnen Prädestination nicht alle Jahre eine Menge Bewohner hinweg raften. Doch, welche Nation ist ohne Vorurtheile!

VIII. Kapitel.

Von Auflagen: (Steuern.)

So viel man auch schon über diesen Gegenstand gestritten hat, ist er doch bisher noch immer unentschieden geblieben, und scheint nur jenen schwer, denen das wahre Beste des gemeinen Wesens nicht am Herzen liegt. Es muß in einem Reiche unumgänglich nothwendig Auflagen geben, und ohne, daß man eben mit dem Verfasser des Schauplatzes der Natur behauptet, die Vervielfältigung derselben seye keineswegs die Mutter des Elends; so läßt sich doch nicht widersprechen, daß das Volk dieser Last bedarf, um zur Arbeit angetrieben, zur Industrie aufgemuntert, und in einer gewissen Abhängigkeit erhalten zu werden. Es ist nichts hochmüthiger als ein

holländischer Bauer, weil er nicht genug mit Steuern beladen ist; und nichts elender, als ein römischer, weil er gar keine zu bezahlen hat.

Man muß also zwischen diesen beyden äusserst fehlerhaften Dingen die Mitte suchen, und sie ergreifen; die Abgaben, welche nur auf den Ueberfluß fallen, sind allezeit sehr wohl ausgedacht. Jene Nation hatte folglich höchst unrecht, die es lächerlich fand, daß ein weiser Minister das Volk auf Unkosten der Reichen zu schonen suchte, und was noch wunderbarer war, eben dies Volk schien sich am meisten dagegen zu empören. So wahr ists, daß der Pöbel weder die Verdienste der Leute in Aemtern, noch seinen eignen Nutzen kennt, und daher kömmt, daß man immer gegen die, so an der Spitze der Geschäfte sitzen, lärmt, und ihnen nie Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als bis sie sich derselben entziehen, oder sterben. Da hat man alles verlohren, und der Mann, der vorhin mit Verwünschungen überhäuft wurde, ist sodann ein Held.

Der bewundernswürdige Verfasser des Menschenfreunds, welcher sich in seinem ganzen Werke

ke mit so vielem Eifer der Menschheit annimmt, wollte, daß man, um die Unglückliche nicht zu beschweren, Taxen auf die Pferde legen sollte. Wie viel Auflagen von eben der Art könnte man nicht einführen, ohne die zu drücken, die ohnehin im Mangel schmachten. Fast sollte man glauben, die Armen wären Insekten, die ungestraft, und ohne, daß man hierüber Rechenschaft zu geben schuldig seye, in den Staub getreten werden dürften.

Hätte man hinlänglichen Geist, die Sachen gehörig mit einander zu verbinden, oder vielmehr Geduld und guten Willen genug, so liessen sich unendliche Quellen entdecken, die nicht die nothwendigsten Bürger, sich mit Schulden zu überladen, zwängen; nothwendige Bürger heisse ich nicht unsere schönen Geister, die sich über Epigrammen und Romane halb zu tode ängstigen, nicht die unbedeutende Wesen mit rothen Absätzen, welche blos herumwandeln, um alle jene, die ihnen in die Nähe kommen, zu belästigen; nicht Weiber, die aus dem lächerlichsten Ehrgeize, aus Furcht zu viele Kinder zu zeugen, sich dem Staate Bürger zu geben, enthalten; sondern jene

ne

ne kostbare Menschen, welche mit dem Schweisse ihres Angesichts unsere Erde fruchtbar machen; würdige Handwerksleute, die Tag und Nacht arbeiten, um uns Kleider, Wohnung und Nahrung zu verschaffen; Männer von Talenten, die nützliche Wissenschaften und Künste in Flor bringen; so viele bedauernswürdige Soldaten, die ohne Hofnung auf Ehre oder Glück Schweiß und Blut ausopfern; endlich rechtschafne Dorfgeistliche, so ihre Lebenstage fast immer unter Sterbenden und Todten zubringen, und kaum den nöthigsten Unterhalt geniessen.

Dies sind die Gattungen von Menschen, die man zu schonen suchen sollte, und man wird ohne viele Beschwerde die Mittel dies zu thun finden, wenn die Modehändler und blos angenehme Künstler Auflagen bezahlen müssen, wenn man die Besoldungen der Tänzer, Sänger und Schauspieler vermindert; wenn die Große nach dem Verhältnisse ihrer Bedienten und Equipagen einen Beytrag zu leisten angehalten werden; wenn man Miethkutschen, Palläste, Lustgärten, selbst die Kamins, ausser jenen, die unentbehrlich sind, mit Abgaben belegt; wenn auf

Schmuck, Borden, Stickerey, Spitzen, kostbare Stoffe, Livreyen, Vergoldungen, eingelegte Böden, Thee, Kaffee, Chokolade, Liqueurs, Gefrornes, Taxen setzt.

Vernünftige Auflagen von der Art werden nie ein Murren erwecken, und wenn sie's erwecken, so ist die Nation zu beklagen, und daraus zu schliessen, daß ein zu weit getriebner Luxus sehr viel Böses nach sich zieht; sie werden dem Landmanne die Last erleichtern; denn es ist grausam, ihn dahin gebracht zu sehen, daß er sein Brod nur unter Thränen und Bitterkeit geniessen soll, da doch nur er uns jenes verschaft, so wir essen; daß er sich blos mit Wasser begnügen muß, da doch nur durch seine Mühe der Wein erzeugt wird, welchen wir trinken.

Denn Auflagen, welche allein auf den gemeinen Mann fallen, reissen nicht nur die besten Bürger des Staats in den Untergang, sondern sie verursachen Unzufriedenheit und Klagen, die man auf alle mögliche Weise zu verhindern trachten soll. Aber, welche Kunstgriffe werden nicht angewendet, um es dahin zu bringen, daß die

Stimme

Stimme des Unterthans nicht bis zum Throne des Regenten reicht, der vielleicht dadurch gerührt werden würde. Wie die Raubvögel, die an Todtengerippen nagen, und sie mit ihren Flügeln decken, sucht man vor seinem Anblicke die Verwüstung zu verbergen, so auf allen Seiten herrscht, er wird mit einer erzwungnen Herrlichkeit geblendet, um ihn glauben zu machen, daß sich der Staat im Ueberflusse befände; mit der äussersten Sorgfalt werden alle Vorstellungen auf die Seite geschaft, die ihm die Noth des Unterthans aufdecken könnten. Niederträchtige Schmeichler reden mir zwar zweifelsohne nach, daß ich ein immerwährender Tadler sey, denn dies ist ihre einzige und gewöhnliche Sprache, aber jeder Rechtschafne hingegen wird gestehen müssen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Wie viel Stoff fände sich nicht, diesem Gegenstande eine weitläuftige Ausführung zu geben, aber ich will ihn weiter nicht berühren, um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, daß ich alles auf der schwärzesten Seite zu betrachten gedenke. Nur dies beyzusetzen kann ich nicht unterlassen, daß mir der Sohn eines Landmanns,

der sich als ein Schaafhirte ohne irgend einiger Hülfe, ausser seinem eignen Genie, fast von allen Wissenschaften Begriffe erwarb, einsmals erzählte, er erinnere sich noch mit Entsetzen daran, daß seine arme Mutter von Abgaben überladen, frühe und spat den Tod für sich und ihre Kinder als das einzige Mittel in ihrem Elende angerufen habe. Täglich noch ereignen sich die Fälle, daß Familien in diesen jammervollen Zustand versetzt werden, und mit einem tödtenden Schmerze zusehen müssen, wenn man ihnen ihre Betten unter dem Leibe versteigert, die vielleicht nur demjenigen, der das Geschäfte besorgt, zur Beute dienen. Und was ist endlich von diesem allem die Folge? Die wenige Kreuzer werden durch die, so sie eintreiben, aufgezehrt, und denen, gegen welche man einen so unmenschlichen Raub begeht, bleibt nichts als das äusserste Elend übrig.

In dem Innersten des Reichs wüthet manchmal eine stumme Grausamkeit, worüber die Güte und das Mitleiden des Souverains gewiß in Bewegung gesetzt werden würde, wenn man allem diesem Uebel nicht zu gut eine Maske

an-

anzuziehen wüßte. Wie soll der, der nichts hat, etwas geben? Ist denn das Volk wie Trauben, denen man den letzten Tropfen Saft auspressen darf, um einen nie zu sättigenden Durst zu stillen? Wie kan ein Landmann an den verschiednen Gattungen von Abgaben mehr bezahlen, als ihm das Stück Erde, so er etwa im Pachte hat, jährlich einträgt? Nur zu oft werden Auflagen aus Eigensinn oder aus Rachbegierde angesetzt, da doch dieser Ungereimtheit so leicht durch Schätzung jedes Grund und Bodens nach seiner Größe und Eigenschaft abzuhelfen ist. Unmöglich kan man alle Aecker eines jeden Kirchspiels kennen, ob sie besser Roggen oder Weizen hervor zu bringen tauglich sind. Eben die Beschaffenheit hat es mit den Weingewächsen; denn man darf zum Beyspiel den Weinstöcken von Anjou nicht eben den Werth, wie jenen von Burgund, beylegen.

Waldungen und Wiesen sind ebenfalls solche Stücke, wovon man sich Steuer bezahlen lassen, und sie nach dem Jauchert bemessen kan. Waldungen geben zwar nicht jährlich Einkünfte, aber meistens sind die, so dieselbe besitzen, wohlbemittelte Leute.

Was

Was die Zehende betrift, da kan man über die Unbilligkeit ihrer Vertheilung nicht genug seufzen. Es ist betrübt zu erfahren, daß überall, selbst bis auf die Heiligthümer Raub und Ungerechtigkeiten mit unterlaufen. Ich begreife nur zu wohl, daß man aus einem Reiche nicht Platons Republik machen wird, daß es immer, wo Menschen sind, Leidenschaften geben muß, und daß Leidenschaften Böses verursachen werden. Es ist aber nur um das mehr oder weniger zu thun.

Ferner wäre auch hier der Ort, etwas von den gräulichen Mauthen und der gräulichen Schärfe zu melden, mit welcher die Sachen der Reisenden durchwühlt, sie selbst beunruhigt und aufgehalten werden. Aber wer darf daran denken, allen Fehlern auf einmal den Weg zu verschliessen? Hoffen wir, daß die Zeit noch viele Uebel heilen wird. Die indianischen Kottuns zum Beyspiel sind in Frankreich erlaubt worden, nachdem man sich aller möglichen Bedrückungen bedient hatte, um die Einfuhre derselben zu hindern, und nie wurden deren weniger getragen, als nachdem sie allge-

mein gestattet waren. Dies kan einen Beweis machen, daß man vielmals den Gebrauch der Sachen nur dadurch vermehrt, wenn sie für Kontrebande erklärt werden. Ich bin gewiß, daß die Gewohnheit an einigen Orten alle Wägen, die ankommen, zu öffnen, und zu durchsuchen, zu unaufhörlichen Betrügereyen Gelegenheit giebt, auf die man ausserdem nicht gedacht haben würde. In Städten von Beträchtlichkeit sollen dergleichen Visitationen nicht Platz haben, die nach der Art, wie sie geschehen, am Ende auf nichts hinauslaufen.

Endlich muß ich bey dieser Gelegenheit noch beyrücken, daß man zufolge der Pflichten für die Menschheit, die unentbehrliche Lebensmittel nicht mit zu schweren Taxen belegen darf. Ein Handwerksmann findet manchmal die hinlängliche Nahrung nicht, weil alles zu theuer ist. Hieraus entstehen vielfältige Krankheiten und das schreckliche Elend, welches, wenn es auch eben nicht bemerkt wird, dennoch seine Wirklichkeit hat. Sonderlich verstehen sich die Franzosen sehr gut darauf, mit einem in die niedlichste Falten gelegten Anzuge aufzutreten, und in jenem

nem Augenblicke bey der besten Laune zu erscheinen, in welchem sie vielmals noch nicht wissen, wo sie des Mittags ihren Hunger stillen werden. Man schreyt gegen die Entwürfe, und glaubt, daß sie sich mit Größe und Genie nicht vertragen, und dennoch ist nur die Kunst, die Sachen recht aus einander zu setzen, allein fähig, den unglücklichen Zustand eines Volks aufzudecken. Wenn man auf die nöthige Quellen und Bedürfnisse in einem Staate einen nur flüchtigen Blick wirft: so verfährt man, wie der Arzt, der beym Kranken vorüber geht, ihn blos ansieht, und nicht an den Puls fühlt.

IX. Kapitel.

Von Renten: (Zinsen.)

Es ist sehr ungereimt, die Zinsen in einem Staate zu viel anwachsen zu lassen, öfters aber noch ungereimter, sie zu vermindern oder heim zu bezahlen. Inzwischen giebt es doch Fälle, wo der Fürst wohl thut, sich frey zu machen, aber sie sind selten, denn man muß sich, so viel es möglich ist, das Vertrauen des Volks, und, wenn es Zeit und Umstände heischen,

die leichtesten Wege zum Entlehnen zu erhalten suchen.

Die Leibzinsen auf den zehnten Pfennig für jedes Alter ohne Unterschied bringen dem Staate vielmals die größten Vortheile. Man dringt manchmal sehr darauf, sich auf den Kopf der Kinder Zinse zu bedingen, aber Blattern oder andere Zufälle schicken sie aus der Welt, und denn wird der Regent frühzeitig Erbe. Nun läßt sich zwar nicht läugnen, daß Leibzinsen vorndersamst in Ländern, wo Luxus herrscht, viele Familien zu Grunde richten können, da sich Väter, die Aufwand und Ergötzungen lieben, durch die Reize doppelter Einkünfte öfters verführen lassen. Inzwischen müssen aber doch Privatpersonen zuweilen Mittel und Wege an der Hand haben, ihr Vermögen gegen Verlust des Kapitals oder Guts (a fonds perdu) sicher anzulegen; denn das Commerz ist zu gefährlich, als daß man es jederzeit wagte, demselben seine eigne Mittel anzuvertrauen.

In dem Falle also, wo der Staat nöthig findet, sich durch Heimbezahlung die Leibzinse

vom

vom Halse zu schaffen, soll man doch auf der Stelle wieder andere Zugänge öffnen, wodurch dieselbe in ihrem Bestande erhalten werden, und wenn man fürchtet, daß Eltern die Kinder auf eine böse Art um ihre rechtmäßige Erbtheile bringen möchten, so darf man nur ein Gesetz machen, welches verbietet, daß Hausväter ihr Geld gegen Verlust des Kapitals auslehnen. Was aber die Rückbezahlung, wovon ich vorhin Meldung gemacht habe, betrift, so sehe ich nicht, wie der Staat hiebey gewinnt, vielmehr ist es demselben gewiß nachtheilig, einem Manne, zum Beyspiel, den Tag vor seinem Tode die Hauptsumme zu ersetzen, nachdem man ihm vielleicht durch zehen bis zwanzig Jahre doppelte Zinse gegeben hat.

Die Tontinen (eine Gattung von Aktien) haben in Italien, obwohl sie aus dem Kopfe eines Neapolitaners mit Namen Tontino entsprangen, nie gelungen, denn die Italiener, die durchdringende Geister sind, sahen wohl ein, daß man zu leicht hintergangen werden konnte, wenn man sich einer Klasse einverleibte, wovon man weder die Zahl noch den Einsatz der Associirten kennt.

In der That wäre auch nöthig, daß man von der Menge jener, die mit in der Gesellschaft sind, und von den Aktien, die sie genommen haben, eine Liste öffentlich bekannt machte, damit jeder bey sich selbst zu berechnen im Stande wäre, ob seine Zinsen nach dem Verhältnis der Gestorbenen, und des Gelds, so er eingesetzt hat, vermehrt worden sind, denn sonst läßt sich hiemit die Schwarzkunst treiben, und denen, welchen die Tontinen anvertraut sind, stehen die Wege offen, ungestraft Gefährde zu spielen.

Diese Beobachtung führt mich ganz natürlich auf jene, die die Renten ausbezahlen, und meistens Betrüger vom ersten Range sind. Da es blos bey ihnen beruht, die Bezahlung so lange aufzuziehen, als es ihnen gefällt, so machen sie manchmal denen, die in der äussersten Noth stecken, das Geld so unentbehrlich, daß sie zu den schrecklichsten Wucherern Zuflucht zu nehmen genöthigt werden. So herrscht doch überall Monopol, und das Laster hat tausenderley Zweige, die sich aller Orten ausbreiten. Kaum giebt es mehr ein Amt, wo man nicht

auch

auch zugleich Kommissairs aufstellen muß, die auf die Aufführung derjenigen, denen es anvertraut ist, zu sehen haben. Welch ein Unglück!

X. Kapitel.

Von Gnadengehalten: (Pensionen.)

Man soll in keinem Stücke weniger leicht seyn, als mit Ertheilung von Pensionen, hingegen soll auch nichts richtiger bezahlt werden, als eben diese. Jeder Minister ist mit dem Staatsvermögen viel mehr als mit seinem eignen zu wirthschaften verbunden, und man darf es also zum Beyspiel als keinen hinlänglichen Bewegrund betrachten, einem Officier eine Pension zu geben, weil er sich zu Grunde gerichtet hat, sondern man muß zuvor untersuchen, ob seine Armuth von einer unanständigen Aufführung, oder von Ausgaben herrührt, die der Dienst seines Herrn forderte. Diese Bemerkung ist hier um so mehr an ihrer rechten Stelle, weil es Personen vom Soldatenstande giebt, die ihr Vermögen durch Thorheiten, nämlich durch Hasardspiele, Unterhaltung von Maitressen und

einen unnöthigen Pracht in Unordnung bringen, und verschleudern.

Sodenn hat man auch auf die Zeit und Gattung von Diensten, die geleistet worden sind, zu sehen. Es wäre demnach ungereimt, dem, der einen Dienst nur ein halbes Jahr, und jenem, der ihn zehen Jahre versehen hat, gleiche Belohnung zu geben; dennoch geschehen diese Misbräuche nur zu oft, und man folgt immer der alten Gewohnheit.

Eigentlich sollte zwar die Bezahlung von Pensionen nie aufgehalten werden, und man würde wohl thun, diesfalls den Kardinal von Fleury nachzuahmen; wenn aber dies nicht angeht, so ists doch besser, die zurück zu lassen, die am leichtesten warten können. Dürftigkeit hat bey billig denkenden Menschen keine Empfehlung als sich selbst nöthig, um Unterstützung zu finden. Wenn man jenen, die keine andere Hülfe, als ihre Pension haben, die Bezahlung verschiebt, so begeht man in gewisser Maße einen Mord an ihnen.

Ob wohl öffentliche Lustbarkeiten ihren Nutzen haben, so soll man dem Staate doch nie die Besoldungen der Gaukler, Schauspieler und Sänger aufladen, die aus Platons Republik verbannt sind, und die das alte Rom verbot. Jenen vielmehr ist man Gehalte schuldig, welche durch ihre Schriften gute Sitten erheben, und die Religion vertheidigen. Diese beyden Gegenstände sind die kräftigste Stützen der Reiche. Nichts ist leichter, als von nützlichen Schriftstellern ein Verzeichnis machen zu lassen, und sie zu belohnen. Wenn ein Mann von Verdiensten genöthigt ist, sich Fürspruch zu erbetteln, um leben zu können, so stirbt er meistens ohne etwas mehr als blosse Versprechungen erlangt zu haben. Sonderlich bezahlen Leute von großem Ansehen, und Geistliche sehr gerne mit dergleichen Münze; und doch soll man eben von den Einkünsten dieser letzteren, guten und gottesfürchtigen Autoren etwas zu Theil werden lassen. Es ist billig, sehr billig, daß jene, die weder predigen noch lehren, sondern ihr Leben, ohne jemals ein Wort von Gott gesagt zu haben, zubringen, zum Unterhalte deren beytragen, welche die ihnen gebührende Verrichtungen an

ihrer Statt versehen, und öfters durch ihre Werke das Uebel wieder gut machen, so sie durch verdächtige Reden und schlimme Aufführung gestiftet haben.

XI. Kapitel.

Von Aemtern, Ehrenstellen: (Chargen.)

Eine Regierung handelt sehr wohl und weise, wenn sie die lächerliche Verwandlungen verhindert, durch die ein Mensch aus der Handelsstube gezogen, und an die Spitze einer Provinz gesetzt wird. Unter dem Adel befinden sich immer taugliche Genies genug, die im Stande sind, die ansehnliche Stellen zu versehen. Es sieht allezeit sonderbar aus, wenn ein Edelmann blos darum keinen Dienst, folglich auch kein Brod haben soll, weil er keine Stelle findet, die ihm der Wohlstand erlaubte, da inzwischen der Kaufmann den Gerichtsrock, oder die Uniform auf den Schultern trägt.

Welche Berechnung aller der Uebel, die aus der Verkäuflichkeit erwachsen, liesse sich nicht machen!

chen! Je mehr man Gold hat', je mehr hat man Verdienste; und man darf nichts weiter erwarten, als sein Leben entfernt von Civilämtern, von Kriegsdiensten, und selbst vom Heiligthume dahin schleppen zu müssen, wenn man nicht Thaler auf Thaler zählen kan, die die Stelle der Talente vertreten.

Warum suchen Kaufleute nicht ihre Handlung durch ihr ganzes Geschlecht fortzusetzen? Warum fassen sie nicht, daß es tausendmal besser ist, die Handlung zu treiben, als leere Titel zu kaufen, und daß ihren Familien unfehlbare Armuth, vielleicht gänzliche Vernichtung bevorsteht, wenn sie die Quellen der Handelschaft verlassen? Täglich klagt man, der Adel habe nicht Wege genug, den nöthigen Unterhalt zu finden, und Tausende von Edelleuten müssen traurig unter ihrem elenden Dache schmachten. Dennoch aber hört der erbärmliche Misbrauch nicht auf, immerfort die Anzahl derselben zu vermehren. Was heissen auch am Ende alle die leere Titel? Es sind Ehrenstellen, die uns an das Schauspiel vom bürgerlichen Edelmann erinnern, und die, da sie einen zufälligen Adel geben, meistens auch viel übermüthigen Stolz beybringen.

Lasse

Lasse man den Kaufmann die Handlung treiben, und den Handwerksmann arbeiten. Welcher Vernünftige wird nicht einen ehrlichen Kaufmann allen geadelten Bürgern vorziehen, die man thörichter Weise Grafen und Marquis nennt? Es giebt hundert Mittel, die Verdienste eines Kommerzianten und Bürgers zu erheben, ohne daß man sie aus ihrem Stande ziehen darf. Kan man sie nicht durch ein Ehrenzeichen, oder durch eine vorzüglich gnädige Aufnahme, wenn sie am Hofe erscheinen, vor den übrigen erheben? Ludwig der XI. zum Beyspiel empfieng sie auf das freundschaftlichste, und ließ sich von ihnen über Sachen, die das Beste des Reichs betrafen, Unterricht geben. Zudem heißt es, den Adel erniedrigen, wenn man ihn verkäuflich macht.

Jeder will sich über seine Sphäre schwingen, und aus dieser Unordnung kommt das Unglück der Länder. Der Sohn eines Arbeitsmanns will geistlich werden, und bleibt meistens nur ein Bauer, der einen schwarzen Rock trägt, das ist ein Mensch ohne Wissenschaft und ohne Erziehung. Der Sohn des

Bür-

Bürgers sucht eine Officiersstelle, und verbirgt gemeiniglich unter einer ansehnlichen Kleidung die niedrigste Gesinnungen. Hieraus folgt, daß sich Kinder ihre Eltern zu sehen schämen, und daß eine dergleichen bürgerliche Dame ihren Bruder nicht besuchen darf, weil er Kaufmann geblieben ist.

Was die Aemter selbst betrift, muß man sich vorzüglich hüten, sie nicht nach Gunst und Empfehlungen zu ertheilen, und nicht glauben, daß ein Mensch zu allem fähig, und jede Stelle ohne Unterschied zu versehen geschaffen sey. Der eine taugt besser, um Calculs, der andere, um Projekte zu machen: der soll schreiben, jener soll handeln. Glücklich sind die Staaten, wo man die Menschen kennt, und sie nach ihrer Neigung und nach ihrem Genie gebraucht.

XII. Kapitel.

Von Gesandschaften.

Der Grundsatz der ottomannischen Pforte, der darinn besteht, an auswärtigen Höfen kei-

ne Gesandte zu unterhalten, hat allerdings seine Vortheile. Denn wenn sie nicht Männer von Talenten und Ueberlegung sind, wenn sie anstatt der Kunst, sich beliebt zu machen, die ihnen ganz eigen seyn soll, nur Hochmuth zeigen, so geben sie vielmehr zu Uneinigkeiten, und manchmal sogar zu Kriegen Anlaß. Die Geschichte liefert uns hievon unzählbare Beyspiele.

Wie viele Gesandte giebt es nicht, die unter dem Vorwande, die Rechte ihres Herrn geltend zu machen, über alle Gemüther den Meister spielen, und sie uneingeschränkt beherrschen wollen; hiedurch erwecken sie aber solche Verwirrungen, daß sie am Ende in Brüche von größtem Aufsehen ausschlagen. Fast die meiste dieser Herren betragen sich, wie die Panegyristen unserer Heiligen, ihr Herr ist allezeit der größte.

Gott bewahre, daß ich hiedurch zu überreden suchen wollte, man solle von der vernünftigen Gewohnheit, Gesandte an verschiedne Höfe zu schicken, abgehen. Jeder Staat verbleibe

bey

bey seinen Gebräuchen; aber man verfahre wenigstens mit aller Vorsicht bey der Auswahl derjenigen, die man zu diesen Stellen bestimmt. Denn wenn Eigensinn oder Gunst hiebey entscheiden, so ist das Geld so viel als hinweggeworfen, und man setzt sich noch überdiß der Gefahr aus, das Beste der Kronen Unwissenden und Aufwieglern in die Hände zu liefern.

Wäre es denn unmöglich, in denen Hauptstädten eine gewisse Zahl von Adelichen zu unterhalten, die sich das wahre Beste der Fürsten einzusehen, zur Arbeit, und die zu Gesandschaften gehörige Kenntnisse eigen machten? Alle schwere Aemter fordern ein Novitiat, denn sonst wird man in die Nothwendigkeit versetzt, sich denen Sekretärs zu überlassen, deren ganze Wissenschaft meistens blos in einer Erfahrung in den hergebrachten Gewohnheiten (routine) besteht. Es ist nicht genug, daß man nur alle Hofgebräuche (Etiquettes) kennt, oder alle mögliche Orden umhangen hat. Dieser äussere Glanz blendet niemand als Menschen, die zu kriechen gewohnt sind, und blos auf die Oberfläche sehen, sondern man muß die Kunst zu

überreden, einen thätigen durchdringenden Geist, und hauptsächlich viel Vernunft besitzen. Denn wenn eines von diesen drey Stücken fehlt, so ist man nur zur Hälfte Minister. Die Vernunft unterdrückt das zu starke Feuer des Geistes, und bewahrt die Einbildungskraft vor Abwegen, und die Kunst gut zu reden giebt, sowohl Gedanken als Gründen sehr vielen Nachdruck.

Der Kardinal Alberoni, dieser kühne, scharfsichtige Staatsmann sagt, daß die Früchte von Gesandtschaften vielmals blos auf kindische, lächerliche Anekdoten hinauslaufen, und daß manche Gesandte, die man für sehr geschickte Männer hält, die Schande nicht würden überleben können, alle ihre Geschäfte an das Tageslicht gesetzt zu sehen. Warum sollen sich die Ministers alsdenn, wenn sich in dem Lande, wo sie sich aufhalten, keine besondere Vorfälle ereignen, nicht begnügen, an ihre Höfe zu berichten, daß es nichts gebe? Sie würden sich dabey viele Mühe ersparen, und die Ruhe des Ministers in auswärtigen Geschäften schonen, dem man so oft den Kopf mit ganz unbedeutenden Dingen verrückt. Es ist ganz gewiß lächerlich anzusehen,

daß

daß Kleinigkeiten, deren manchmal die Anekdoten eines ganz unthätigen Hofes sind, mit Chiffern, wie das wichtigste Geheimniß geschrieben werden.

Dennoch laufen ununterbrochen Kouriere über Kouriere, und kosten unermeßlich viel. Jeder Gesandter läßt ihrer der geringsten Begebenheit wegen drey bis viere abgehen, ohne darauf bedacht zu seyn, ob die Sache dergleichen Unkosten verdient, und ob eine Versäumnis von vier oder fünf Tagen einigen Nachtheil bringen könnte. Die Staaten sollen nur am Ende des Jahrs berechnen, wie schädlich dergleichen Läufe sind, und sie werden auf einmal mit Erstaunen sehen, was für beträchtliche Summen zu diesem Ende verwendet werden, und welch geringer Nutzen hieraus entsprungen ist.

Aber, es sey nun Unruhe des Geists oder Fürwitz, oder es geschehe, um sich das Ansehen von Wichtigkeit und Größe zu geben, so mischt man sich gern in alles, sucht das Publikum glauben zu machen, daß nichts entwische, und daß die gemeinste Geschäfte von den größten Folgen sind. Ge-

brauchten die Höfe die Methode, die Unkosten, so die ohne Nothwendigkeit abgeschickte Kouriere nach sich zogen, auf die Gesandte zu überwälzen, so würde mancher Staat sehr viel dabey gewinnen.

Alle diese Ungereimtheiten entstehen daraus, daß die Stellen so oft auf blosses Ungefähr ertheilt werden. Da nun jene, denen sie anvertraut sind, meistens nicht Erfahrung und durchdringenden Geist genug besitzen, um zu unterscheiden, ob ein Geschäfte wichtig oder nicht ist, da sie sich nichts auf sich zu nehmen getrauen, so werden sie immer in die Nothwendigkeit versetzt, zu den Höhern ihre Zuflucht zu nehmen, denn so viel könnte ich mich nicht überreden, daß es Minister gäbe, die durch Absendung von Kourieren ihren Nutzen suchen wollten, und anstatt denselben die gehörige Taxen zu bezahlen, die Hälfte für sich behielten; vermuthen wir bey Männern, die an so beträchtlichen Posten stehen, mehr Seele.

Solchemnach ist die Auswahl der Gesandten, der Abgeordneten, so wie jene der Sekre-

tärs

tärs keineswegs eine gleichgültige Sache, da man vordersamst diesen letztern insgemein die Geschäfte in Abwesenheit der Minister überträgt. Ich begreife nicht, wie man sich derselben hiezu so leichterdings bedient, man lasse sie, nachdem hieraus so viele schlimme Folgen erwachsen können. Führt es nicht Unverstand, selbst auch Verwegenheit mit sich, Leuten die Geheimnisse der Staaten anzuvertrauen, die unter den Haufen zurück kehren, aus dem sie nie hätten gezogen werden sollen. Wie viele dergleichen von Hochmuth aufgeblasene Leute erwarben sich, weil sie einige Seiten entchiffern konnten, die vorzüglichste Stellen? sind mit denen Ersten jedes Hofes in eine ungebührliche Vertraulichkeit getreten, und haben den Schlüssel zu den größten Geschäften erhalten? Welchen Anblick giebt nicht dies? Und wie auffallend ist es nicht, wenn man sie einige Jahre hernach ohne Dienst, öfters ohne Pension, auf allen Seiten die Armuth mit herumschleppen sieht?

Der römische Hof, welcher in Sachen, was die Politik betrift, als ein wahres Muster betrachtet werden darf, folgt einem Systeme,

dem wir nachahmen sollten. Die Nuntii, so man von dort aus an verschiedne Höfe schickt, werden nach dem Schlusse ihrer Gesandschaften der immerwährende Rath des Regenten; folglich hat der Pabst jederzeit Leute an der Hand, die die Gesinnungen aller Höfe kennen, und hieraus zieht er das Licht, so ihm in kitzlichen Sachen Maasregeln geben muß. Dies ist die Ursache, (denn man darf gar auf keine andere denken,) warum Rom immer als das scharfsichtigste, klügste Land angesehen wurde, daß es alle Neuigkeiten stets am ersten erfährt, und daß es öfters Minister gehabt hat, die im Stande waren, Reiche zu zerstöhren, oder wieder herzustellen. Die Kardinäle, so einsmals Nuntii gewesen sind, unterlassen nicht, sowohl mit Großen als mit Privatpersonen einen Briefwechsel zu unterhalten, und die Nachrichten hieraus dienen zum gemeinen Besten.

Man wähle also Gesandte nur mit sehr vieler Ueberlegung, das Wohl der Reiche hängt hievon ab; man setze sie aber auch in der Folge an Plätze, die sie dem Souverain näheren, und alles wird besser gehen. Zu große Besoldungen

soll man denen auswärtigen Ministern nicht geben, damit sie sich nicht dem Prachte und Vergnügungen überlassen, hingegen darf man sie auch nicht bis zur Mittelmäßigkeit herunter setzen. Kaum getraue ich mir zu sagen, daß es Höfe in Europa giebt, wo man einen Sänger besser als einen Abgeordneten bezahlt. Dergleichen Uebel muß man der Vernunft zur Ehre sich selbst verhehlen.

XIII. Kapitel.

Von Kriegen.

Nichts trägt zum Untergange der Reiche mehr bey, als Uneinigkeiten und Kriege. Man macht dem Kardinal Fleury Vorwürfe, daß er den Frieden erkauft habe, weil man nicht in Erwägung zieht, daß es keinen Krieg giebt, der nicht verderblicher als alle Summen wäre, die man, um den Frieden zu erhalten, aufwenden kan. Ludwig der XIV. rafte schon am Rande des Grabes seine sterbende Stimme zusammen, um seinem Enkel den Rath einzuprägen, daß er Kriege nach aller Möglichkeit vermeiden möchte. Es giebt Staaten, die vermög ihrer Lage und Ver-

fassung nie, als nur um sich zu beschützen, Bewegungen machen sollten. Man wird mir zwar dagegen einwenden, daß die Trouppen hiedurch kraftlos würden, und die Begriffe vom Dienste verlöhren. Allein, kan man nicht Lager veranstalten, um sie in der Uebung zu erhalten? Kan man nicht denen Mächten, mit welchen man in Allianz steht, und die Krieg führen, nach und nach, so wie es Zeit und Umstände heischen, mehr oder weniger zahlreiche Hülfsvölker schicken?

Ich weiß, daß die Menschen nie zufrieden sind, daß sie den Muth verlieren, wenn ein Krieg zwey bis drey Jahre dauert, hingegen daß sie auch öfters nach Verlauf von achtzehn Monaten schon des Friedens müde werden. Es ist aber hier nicht darum zu thun, daß man es der ganzen Welt recht macht, sondern es ist die Frage von dem, was zum Besten der Staaten gereicht, dies wird befördert werden, wenn die Regierungen immer in gutem Verständnisse zu bleiben suchen, und wenn die Souverains, bevor sie sich zum Kriege einlassen, Gewinn und Verlust wohl gegen einander halten, denn hieraus

aus muß sich zeigen, daß man öfters um zehn Millionen zu erhalten ihrer hunderte aufopfert.

Nach jenem Kriege, der so lange die blutigsten Spuren hinterließ, waren die allgemeine Absichten auf den Frieden gerichtet, dies veroffenbarte sich aus der Tripel-Allianz, welche Verwunderung erregte, die aber doch nichts anders als die öffentliche Eintracht zum Gegenstande hatte.

Die Politiker mochten sich immer herumfechten, sie mochten sich allen erdenklichen Muthmassungen, was möglich oder unmöglich, wahr oder wahrscheinlich seyn dürfte, überlassen, so konnte man doch mit allen Vernünftigen erkennen, daß dieselbe nach dem Maas ihrer Kräfte den Frieden befestigen mußte, und daß es nur darauf ankam, wie sie in ihrem Bestande erhalten würde. Einige Mächte wußten in der That, und sind im Stande gewesen, auf die tapferste und wunderbarste Art zu widerstehen. Man soll aber untersuchen, ob diese Mächte nicht, wie Atlas, ihr ganzes Reich auf den Schultern tragen, und ob sie ihren Nachfolgern eben die Vorsicht,

sicht, eben den Eifer, und eben den Geist zurücklassen werden. Es ereignen sich manchmal Dinge, die nie mehr, oder wenigstens erst nach Jahrhunderten wieder geschehen.

Inzwischen ist doch immer nothwendig, in einem Lande Armeen nach dem Verhältnisse seiner Kräfte zu unterhalten, und sowohl Trouppen als Befehlshaber in dem Reiche so zu vertheilen, daß alle Zugänge wohl verwahrt bleiben. Es ist nothwendig, daß die Seehäven jederzeit in guter Ordnung sind, und daß sich die Schiffe immer in gutem Stande befinden, um sich vertheidigen, das Kommerz sicher zu stellen, und es erhalten zu können. Es ist nothwendig, daß unter den Soldaten immer eine lebhafte und männliche Kriegszucht beobachtet, und dieselbe auf das richtigste bezahlt werden.

XIV. Kapitel.

Von Officiern.

Man darf es als ein großes Unglück in einem Reiche betrachten, wenn die Stelle eines Officiers nicht einen besondern Stand ausmacht,

und dies kan nicht anders seyn, wenn ein Soldat gezwungen ist, sein eignes Vermögen im Dienste fürs Vaterland aufzuzehren, wenn er die Macht hat auszutreten, so bald es ihm gefällt, und wenn er nicht immer in seiner Uniform erscheinen darf. Die Lebensart des Soldaten soll so, wie jene der Mönche beschaffen seyn, die immer ihre Kleidung tragen, nothwendig an ihre Pflichten gebunden sind, und vom Altare leben. So lange ein Privatmann auf seine eigne Kosten im Felde stehen muß, so hat er immer Ursache zu murren, und dergleichen Klagen flößen Zaghaftigkeit ein; so lange es blos auf seinem Willen beruht, ob er austreten will, so hält er sich für berechtigt, das Joch abschütteln, es ausschlagen, oder doch wenigstens aller neuen Kriegsverordnungen, die man einführen könnte, spotten zu dürfen.

Es ist also ein wesentliches Stück, daß man für den angemessenen Unterhalt aller Officiers bis auf den Unterlieutnant sorgt, und sie hiedurch vor dem Unglücke schützt, sich zu Grund richten, ihren Stand nur mit Widerwillen ertragen, und Garnisonsheyrathen treffen zu müssen.

sen. Scheint es zum Beyspiel nicht sonderbar, daß dieselben bey jedem Feldzuge in wucherischen Entlehnungen und Auswegen Hülfe zu suchen genöthigt sind, um sich das Geräthe beyzuschaffen, so sie haben müssen? Ich meynte, man könnte für alle Regimenter Magazins errichten, wo die Zelte und übrige Stücke, so zu einem Lager gehören, mit dem Namen des Eigenthümers aufbewahrt würden; alles dieses fände sich seiner Zeit wieder, und man wäre also nicht bemüssigt, sich immer neue Kosten zu machen.

Der Gehalt, welchen man den Officieren jetzt giebt, mochte vielleicht vor hundert Jahren hinlänglich gewesen seyn, aber nunmehr haben sich alle Ausgaben ungemein vermehrt. Nun ist zwar richtig, daß man dem Luxus, dieser verderblichen Leidenschaft, welche manchmal einen Hauptmann in einem größern Gepränge, als vormals ein Oberster erschien, aufzutreten reizt, nichts zugestehen darf, inzwischen läßt sich dem Prachte ganz füglich durch scharfe Befehle Einhalt thun, und den Officieren dennoch so viel geben, als sie nöthig haben, um leben zu können.

Da-

Dagegen wird man mir antworten, man dient um die Ehre, aber die Ehre ernährt niemand, und sie läuft Gefahr, durch das Spiel, durch tausend Ränke, selbst durch Niederträchtigkeiten zu scheitern, wenn man die hinlängliche Mittel, sich zu erhalten, nicht hat. Auch folgte aus diesem Grundsatze, daß Trouppen, die gut bezahlt sind, nicht um die Ehre dienten. Wer getraut sich aber dies nur jemals zu sagen oder zu denken? Ebenfalls müßten die Generals, die große Solde haben, als Leute betrachtet werden, die blos Eigennutz beherrscht. Man soll den Soldaten ihr Schicksal erträglich machen, sie für die Beschwerlichkeiten ihres Diensts durch die gehörige und dem Verhältnisse ihres Rangs angemessene Bezahlung entschädigen; es nicht so weit treiben, daß sie denselben für ihr Unglück halten, und ihnen die immerwährende Klage, welche leider! nur allzu wahr ist, abnöthigen, daß es nur zwey Stände, nämlich den geistlichen, und jenen der Pachter gebe, bey denen man bestehen könne.

Die Freyheit, welche die Officiers haben, auszutreten, wenn es ihnen gefällt, soll sehr einge-

geschränkt werden, denn obwohl sie eben nicht, wie die Religiosen, Gelübde ablegen, so müssen sie doch in einer Unterwürfigkeit stehen, die ihnen ohne Genehmhaltung des Souverains nicht gestattet, den Dienst zu verlassen. Die meisten derselben wollen sich eben zu der Zeit losmachen, wenn sie die hinlängliche Fähigkeit besitzen, dem Staate zu dienen, das ist, wenn sie alle die Einsicht und Erfahrung erlangt haben, die gefordert wird, wann sie ihre Stelle mit Würde versehen sollen. In Frankreich giebt es ganze Provinzen, wo es durch die Gewohnheit eingeführt ist, daß jeder Officier, der das St. Ludwigskreuz hat, austreten muß. Diese zu sehr erleichterte Freyheit läuft gegen die gute Ordnung, sie zieht dem Vaterlande, und selbst den Partikuliers (welchen hiedurch die Gelegenheit, sich hervorzuthun, und die höchste Stufen zu erreichen, entgeht) viele Nachtheile zu; die Armeen werden entblößt, und das Land mit Leuten bevölkert, die sodenn nichts weiter mehr thun, als blos vegetiren. Officiers sind zwar keine Sklaven, aber sie müssen doch sich selbst weit weniger als dem Fürsten und dem Staate angehören, und die gute Kriegszucht fordert, daß man sie in eine Verfassung

setzt,

setzt, die ihnen nicht zuläßt, ihre Stellen in einer gewissen Masse unaufhörlich zu Markte zu bringen; hingegen daß man sie auch auf keine Weise übergeht, damit sie nicht im geringsten den Muth verlieren.

Was die Uniform betrift, so ist unbegreiflich, wie man einem Officier jemals gestatten kan, dieselbe von sich zu legen, und wie sie sich schämen dürfen, aller Orten in einer Kleidung zu erscheinen, die das Gepräge des Ruhms und der Tapferkeit an sich hat; hiedurch gewöhnt man sich nur unvermerkt einem Stande abgeneigt zu werden, wovon man nicht immer die Merkmale trägt. Man soll vielmehr die Uniform, da die Regenten ihr selbst den Vorzug geben, sie anzuziehen, als eine Zierde ansehen, die Ehre, ein Soldat zu seyn, zu schätzen wissen, und diesen Stand als einen solchen betrachten, der nur Helden gebührt. Es macht demnach sowohl für die Trouppen als für den Staat einen wesentlichen Umstand aus, daß eine Verordnung vorhanden seye, die jedem Officier seine Uniform zu jeder Zeit und überall zu tragen gebietet. Dieser Verordnung hat man schon Jahre lang entgegen

gesehen, und nur Stutzer, nämlich Leute, die unwürdig sind Soldat zu heissen, können sie scheuen.

Wenn man in keinem andern als dem militairischen Anzuge erscheint, so weicht man dem Luxus, dem Sturze so vieler Officiers aus; man darf nicht sorgen, durch den Pracht derjenigen, die reicher sind, gedemüthigt zu werden; man fürchtet sich unter Gesellschaften zu mengen, die der Wohlstand verbeut, und worunter man erkennt werden könnte; und endlich, wie schon gesagt worden ist, man lernt seinen Stand höher halten.

Diese letzte Bemerkung führt ganz gerade dahin, daß man sich sehr in Obacht nehmen solle, die Namen der Regimenter zu erhalten, und sie nicht so leichterdings die Uniformen abändern zu lassen. Nichts fällt demselben, wenn es sich auf eine vorzügliche Art ausgezeichnet hat, schwerer, als einer Kleidung und eines Namens beraubt zu werden, der es kennbar macht, vordersamst, da man dergleichen Sachen nicht immer im Gedächtnisse behält, so kan es zur Zeit einer Schlacht unangenehme Misverständnisse verursachen.

XV. Kapitel.

Von der Kriegszucht.

Die Armeen lassen uns unglücklicher Weise nur zu viele Beyspiele von Zuchtlosigkeit und Verschwendung sehen. Was würden die Römer, diese Weltbezwinger, die in allem, was die Gemächlichkeiten des Lebens betraf, so mäßig, und in ihrem ganzen Aeusserlichen so einfach waren, sagen, wenn sie die Tafeln und das Gefolge einiger unserer Krieger erblicken sollten? sie würden vermuthlich denken, daß man aus dem Kriege manchmal nur ein Spielwerk mache, daß dies das sicherste Mittel sey, die Sitten zu verderben, seine Sachen in Unordnung zu bringen, und überall, wo man hinkömmt, Hunger und Noth zu verbreiten. Wie wäre es auch in der That möglich, in Dörfern, die öfters schon ganz erschöpft sind, für Tausende von unnützen Mäulern, für Lieferanten und Bediente zum Beyspiel, wovon zwey Drittheile wegbleiben sollten, Lebensmittel und Fütterung zu finden?

Man darf sich gar nicht verwundern, wenn sich die Officiers zu Grunde richten, denn anstatt

mit

mit dem Geld zu wirthschaften, verwerfen sie es im feindlichen Lande, so sie zu verheeren glauben, welches sich aber meistens durch ihre Thorheiten bereichert, und hierüber spottet. Ich glaube ganz gewiß, daß in dem letzten französischen Kriege unter jeder Million Louisdors, die nach Deutschland kam, ihrer sechsmal hundert Tausend waren, die das Spiel, Luxus und andere Ausschweifungen verschlungen hatten. Hierauf nimmt man Zuflucht zu Bittschriften, die Ministers werden damit wie belagert, und mit aller Gewalt fordert man Pensionen, als wenn der Staat die Unbesonnenheiten der Partikuliers bezahlen müßte. Hiezu gehört demnach ein einsichtsvoller Minister, der die Officiers kennt, durch die genaueste Erkundigungen, wovon kein Verdacht auf den Anzeiger fallen darf, erfährt, aus was für Ursachen das Vermögen der Soldaten Schaden gelitten hat, und hiernach seine Verfügungen einrichtet.

Ich weiß nicht, wie man mitten unter der Armee, und manchmal auch selbst in Kriegszeiten Schauspiele, Bälle und prächtige Mahlzeiten gestatten kan, die zu nichts taugen, als in jeder

Be-

Betrachtung die Kräfte zu benehmen. Sind dies nicht Unkosten, die ein General um so mehr nach Möglichkeit zu verhindern suchen soll, als man sich dadurch nichts als das Vergnügen, lächerlich zu werden, erkauft? Widerspricht es nicht in der That dem Soldatenstande, der ein rauher, arbeitsamer Dienst ist, an dem Tage vor einem Angriffe oder Schlacht zu tanzen, und Marionetten zu sehen. Im Schooße von Weichlichkeit und Unthätigkeit versenkt, wird man niemals lernen General zu werden. Um dem Staate wahrhaft zu dienen, braucht es unaufhörliche Anstrengung; man muß sich bey den Alten Raths erholen, und die genaueste Kriegszucht beobachten, denn sonst entehrt man sich, und wenn man auch in die Höhe kömmt, so geschieht es nur, um seine Schande sichtbarer zu machen.

Was liesse sich nicht von so vielen unglücklichen Geschöpfen sagen, die man beym Kriegsheere zuläßt, sie sogar gut heißt, und die dennoch den Untergang desselben befördern. Ein Marschall von Frankreich behauptete, daß der größte Theil von Soldaten, die im Kriege das

Leben einbüßten, durch Ausschweifungen zu Grunde gienge. Nun hält man zwar davor, daß einige derselben, welchen man den Namen Galanterie beylegt, nichts weiter als ein nöthiger Zeitvertreib wären; aber eben diese sind es, die die Jugend in ihrer ersten Blüthe zum Welken bringen, welche die geringste Wunden tödtlich machen, und das Vermögen einer Menge von Officiers verschlingen. Verwundern wir uns nur nicht, wenn der Aufgang in den Spitälern ausserordentlich groß ist. So lange man für die Aufführung der Mannschaft, die man wie Schüler im Zaume halten soll, keine Sorge trägt, wird dies Uebel nie aufhören, und so lange man die Religion nur als eine gleichgültige Sache betrachten, und vielleicht gar derselben spotten darf, wird man nur halbe Soldaten, die durch Ausschweifungen geschwächt sind, beym Heere haben. Das Christenthum untersagt die Weichlichkeit, und verbietet die Wollust. Es ist also die größte Thorheit, wenn man diese Hülfsmittel desselben nicht erkennen, und nicht auf das genaueste befolgen lassen will. Ehrbegierde so wenig als Redlichkeit verhindern diese Art von Vergehungen, und dennoch müssen eben

dieselbe ganz bey einer Armee ausgerottet seyn, wenn man Leute von einer vollkommnen Gesundheit und guten Kräften haben will. Wie werden unsere schöne Geister, die allgemein ausrufen, daß Religion die Größe der Seelen unterdrücke, diese Aufgabe beantworten?

Dennoch giebt es noch, welches Bewunderung verdient, Trouppen, die ihre vorzüglichste Schuldigkeit in Ausübung der Religion setzen; da hört man weder Flüche, noch Gotteslästerungen: da sieht man es als keine gleichgültige Sache an, ob dem Kirchendienste beygewohnt, oder derselbe unterlassen wird, weil man überzeugt ist, daß der, so den Pflichten gegen Gott kein Genüge leistet, noch weniger die gegen den Fürsten erfüllt: daß das Christenthum, welches Frömmigkeit und Redlichkeit erst ganz vollkommen macht, die untrüglichste Mittel enthält, sich vor allen Arten von Ausschweifungen zu hüten, und daß der wahre Christ weder Wollüstling, weder träge, weder Trunkenbold, noch auch Aufrührer seyn wird.

Ein General von der Armee also kan den Geist der Religion nie genug einprägen. Ohne

sie auf Aberglauben oder Scheinheiligkeit zu stützen, muß er gegen Reden und Schriften stürmen, die Gott, und die demselben gebührende Verehrung angreifen, und den als einen Stöhrer des Staats betrachten, der Verwegenheit genug besitzt, jener, so eingeführt ist, zu spotten. In Vestungen beträgt man sich um nichts besser, weil die unglückliche Gewohnheit Platz hat, daß jeder Officier machen darf, was ihm gefällt; folglich raffen Hasardspiele, Koffeehäuser, und wer weiß, wie viel Orte, die man nicht einmal nennen darf, ungeheure Summen hinweg. Hiedurch befördert man in kurzer Zeit sein Verderben, Schulden häufen sich auf Schulden, und dem ungeachtet heißt es, man verstünde die Kunst, sich mit seinem Stande durchzubringen.

Wäre es denn unmöglich, unter jedem Regimente ein paar von den älteren Officieren, deren Verdienste geprüft sind, zu ernennen, die diesen Misbräuchen vorzubeugen hätten? Wäre es unmöglich, daß diese Officiers alle Monate von dem, was vorgeht, dem Obersten genauen Bericht erstatteten; daß der Oberste die Widerspenstige an ihre Schuldigkeit erinnerte; daß er

dem Befehlshaber hievon Nachricht gäbe; und daß gegen jene, die Ungehorsam verspühren liessen, oder bey welchen keine Besserung zu hoffen seyn dürfte, Strafen festgesetzt würden, die Aufsehen machen? Alles dies wäre leicht, alles dies gienge in der Ordnung, aber alles dies wird nicht zu Stande kommen.

Viele von den Obersten, anstatt den jungen Officieren von ihrem Regimente eine gute Aufführung anzuempfehlen, fangen damit an, daß sie über ihre Fehltritte lachen; sodenn fragen sie sie selbst um Neuigkeiten von ihren Buhlerinnen, oder rathen ihnen vielleicht sogar, sich dieselbe zu halten, sprechen mit ihnen von nichts als von Spielen, Bällen und Ergötzungen, und lassen sich endlich manchmal mit ihnen in solche Vertraulichkeit ein, die bis zur Unanständigkeit reicht. Wie könnte es auch anders seyn? der Oberste ist öfters so jung als der Lieutenant, und giebt am ersten die schlimmsten Beyspiele, anstatt daß sie nur eine gesetzte, entscheidende Sprache führen, sich Ehrfurcht verschaffen, und mit Nachdruck verweisen sollen, wenn sie Unordnungen wahrnehmen.

Die Armeen werden also Schulen der Ausgelassenheit, Verschwendung und Zügellosigkeit; man dient nur, um sich Vergnügen zu machen, um der Zucht der Professoren oder Eltern zu entgehen, und mit einem Worte, um als Stutzer leben, oder manchmal auch um lärmen zu können. Ist es nun nach diesem etwas sonderbares, wenn die Leute ihren Dienst vergessen, oder niemals die gehörige Kenntnisse davon erlangen? Giebt sich ein weiser Minister, ein einsichtsvoller General auch die Mühe, an Verbesserung dieser Misbräuche zu arbeiten, oder machen sie in Absicht dieser Unordnungen die schönsten Entwürfe, so werden sie dadurch zum Gelächter, ausgezischt, und die beste ihrer Verordnungen als so viele Ungereimtheiten angesehen, weil das Uebel unheilbar ist.

Dennoch glaube ich, wagt man es jetzt nicht mehr wie vormals, zu behaupten, daß der Officier, so des Morgens wie ein Frauenzimmer am Putztische sitzt, am Mittage so köstlich als ein Generalpachter speiset, und kein Schauspiel versäumt, ein unüberwindlicher Krie-

ger

ger wäre. Doch ich halte hier inne. Man hat bereits oft genug von dem gesprochen, was ich mit Stillschweigen übergehe.

So viel ist indessen unläugbar, daß der Kriegsdienst eine lange Lehrzeit erfordert, und daß man die junge Lieutenants und Hauptleute, sich auf Geschichte, Geographie, Feldmesserey, Zeichnungs- und Vestungsbaukunst zu verlegen anhalten sollte. Es wäre zu wünschen, daß in jeder Besatzung monatlich eine öffentliche Prüfung im Angesichte des Regiments veranstaltet würde, wo die jungen Officiers, wie auf Universitäten gewisse Lehrsätze gegen einander behaupteten. Die Einführung dieser Gewohnheit müßte unfehlbar den Nacheifer unter denselben anfeuern, der bey Armeen so nothwendig ist.

Welchen Fortgang kan man sich auch bey einem jungen Menschen versprechen, der mit zwölf Jahren den Dienst antritt, von diesem Augenblick weiter, wenn es ihm gut dünkt, kein Buch mehr ansieht, oder nur schändliche Werke liest, die die Sitten zu verderben, und die Religion zu zerstöhren, gemacht sind? Welch ein

Unglück! Man hat Lehrschulen zur Artillerie und Ingenieurkunst, man hat aber keine für die übrige Trouppen, als wenn Artilleristen und Ingenieurs die einzige wären, so die Kriegskunst verstehen müßten.

Dagegen könnte man einwenden: jeder Officier wird auf diese Art stolz und hochmüthig werden, und sich berechtigt glauben, das Verfahren seiner Generals untersuchen und tadeln zu dürfen. Blosser Irrthum. Ich habe nie jemand als Unwissende gesehen, die zu viel gute Meynung von sich selbst gehabt hätten, und dreiste genug gewesen wären, ihren Vorgesetzten Ausstellungen zu machen. Zudem läßt sich nicht widersprechen, daß ein General alle seine Schritte besser überlegen wird, wenn er sich von Leuten umgeben sieht, die den Dienst kennen, und diese Vorsicht kan nichts anders als gute Folgen nach sich ziehen. Die größten Männer sind unachtsamer, wenn sie eine Schaar von Unwissenden zu führen glauben.

Diese Betrachtungen setzen zum voraus, daß sich bey jedem Regimente Lehrer und Aufseher

über die Wissenschaften befinden sollten; ferners wäre rathsam, daß die Officiers die in Europa am meisten ausgebreitete Sprachen, vordersamst aber von jenen Ländern, welche fast immer der Schauplatz des Krieges sind, zu verstehen sich beflieſſen. Was die Soldaten betrift, so ist nichts leichter, als sie zu Arbeiten anzustellen, die sie dem Müssiggange, und folglich auch den Ausschweifungen entreissen, ihren Körper abhärten, und ihr Temperament stärken. In den Städten giebt es immer sowohl bey öffentlichen Gebäuden als bey Wegen entweder etwas wieder in guten Stand zu setzen, oder Verbesserungen zu machen. Es soll etwa in den Waldungen Holz gefällt werden, oder es sind Sümpfe auszutrocknen da. Wie viel natürlicher läßt es nicht, einen Soldaten zu dieser Gattung von Arbeit, als ihn zum Laquay, wie es sehr oft geschieht, gebrauchen zu sehen. Ein Officier sollte aus dem Soldaten nie einen Bedienten machen, sondern vielmehr dem gemeinsten Manne eine gewisse Größe der Seele einzuprägen suchen, und einen Menschen, dessen Stand besondere Vorzüge hat, der Hauptmann selbst General werden kan, nicht gewöhnen, die niedrigste

Verrichtungen auf sich nehmen. Der Soldat muß dem Fürsten und dem Staate, aber nie einem Privatmanne dienen.

Doch schliessen wir das Kapitel von der Kriegszucht, und setzen wir nur noch bey, daß wenn man unter den Armeen gute Ordnung erhalten, wenn man nicht höhere Stufen und Belohnungen auf blosses Ungefähr ertheilen will, so muß sich der Oberste alle Monate ein genaues Verzeichnis von dem Leben und den Sitten eines jeden Officiers und Soldaten geben lassen; dies Verzeichniß wird sodenn durch den Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister in die gehörige Form gebracht, in ein Buch eingetragen, und mit aller Sorgfalt aufbewahrt, wo man hienach die Bemerkungen von jenen finden kan, so man zu kennen sucht. Eine Vorsehung von der Art, die unmittelbar nothwendig ist, erhält die Leute im Athem, und reinigt die Trouppen von denen, die sie anstecken könnten. Lange schon würden die religiosen Orden nicht mehr bestehen, wenn sie diese vernünftige politische Regel nicht beobachtet hätten. Sie unterlassen keineswegs die Unbiegsame und Lasterhafte zu demüthigen und zu strafen.

Sollte es einigen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn, wenn die Officiers, so das Verzeichnis machen und übergeben, gekennt würden, so kan der Oberste insgeheim einige aufstellen, die dies Geschäfte über sich nehmen, oder selbst in jeder Stadt jemand als einen sicheren und vertrauten wählen, der ihm von dem Betragen der einen und der anderen Nachricht giebt. Uebrigens ist es genug, wenn man eine vollkommne Unterwürfigkeit herstellt, sodenn wird man weder Getümmel, weder Halsstarrigkeit, noch Empörung zu fürchten haben.

Der König in Preussen läßt sich immer von der Aufführung seiner Officiers und Soldaten unterrichten, und dennoch hat man nicht gehört, daß diese Fürsorge Zweykämpfe oder Aufstand erregt hätte. Die Vorgesetzte sind immer Herren, wenn sie es seyn wollen, aber dazu gehören freylich keine Vorgesetzte von zwanzig Jahren.

Auf alle diese Umstände erstreckt sich die Kriegszucht, und sie läßt nicht zu, daß man jedem Officier, der hierum das Ansuchen macht, auf Urlaub hinweg zu gehen gestattet; denn kaum

darf

darf ich erwähnen, daß es Officiers giebt, die sich ohne Vorwissen des Befehlshabers vom Regimente entfernen, folglich Reisen ohne Erlaubnis machen, so wie es schon manchmal, selbst in Kriegszeiten geschehen ist. Es war ganz gewiß sonderbar anzusehen, daß sie heimlich davon eilten, und denn erst erfuhren, daß sich ihr Regiment an einem andern Ort schlage: dem ungeachtet verhielt sichs in der That so. Gegen Unbesonnene von der Art soll man aufs schrecklichste wüthen, und die Obersten als Leute vom Dienste entsetzen, die nicht im Stande sind, über ihre Trouppen zu wachen. Je mehr man ihrer auf Urlaub entläßt, je mehr wird der Geist zum Kriegsleben unterdrückt. Ein junger Officier, der immerfort abwesend ist vergißt die Begriffe vom Dienste, fasset nie das Wesentliche von seinem Stande, und wendet sehr oft dreyßig Pistolen auf, um etwa funfzig einzuziehen. Dem Vorwande von Familiengeschäften darf man nicht so leicht Platz geben. Was kan manchmal ein Kind für Geschäfte haben, dessen Vater und Mutter annoch leben? Nur die Neigung zur Unabhängigkeit und zu Zerstreuungen sind es, die die Officiers unaufhörlich ihren Regimentern entziehen.

XVI. Kapitel.

Von Reduktionen: (Einziehungen.)

Beständig lärmt man wider die Reduktionen, und doch giebt es Umstände, wo sie unausweichlich sind; sie müssen aber auf die am mindesten nachtheilige und verhaßte Art geschehen. Die, denen dies Geschäfte übertragen wird, können hauptsächlich darauf Bedacht nehmen, daß sie nur die, welche entweder ein anderes Gewerbe verstehen, oder die, so vom Pfluge ausgehoben worden sind, und wieder dahin zurückzukehren gedenken, hinweg schicken. Uebrigens ist es auch nicht schwer, sie zur Landmiliz in ihrer Provinz zu stossen. Die Vorsicht, sie durch Officiers in ihre Länder führen zu lassen, und ihnen ihren Gehalt bis zum Termin der Rückkehr fortzusetzen, scheint eine der vernünftigsten zu seyn. Bey dieser Gelegenheit kan man die Behutsamkeit jenes Kriegsministers nicht genug bewundern, welcher, um Landstreicher und Strassenräuber zu verhindern, sich eines solchen Mittels bediente, so vorhin nie angewendet worden war.

Was die Officiers betrift, so läßt sich nicht läugnen, daß es ihnen schwer fallen muß, sich einer

einer Stelle beraubt zu sehen, die sie vielleicht um beträchtliche Summen gekauft hatten, doch wird man eingestehen, daß die Art, wie sie entlassen werden (nämlich mit einer Pension, und mit der Hofnung, wieder eintreten zu dürfen) ganz gewiß die beste ist, und daß zu wünschen wäre, man gienge nie mehr von derselben ab. Man mag Maasregeln ergreifen, welche man will, so wird es immer Unzufriedne geben. Inzwischen kan sich doch der Staat, um einige Partikuliers zu befriedigen, nicht in Schulden stecken.

XVII. Kapitel.

Von Desertionen.

Fast scheinen die Ursachen unbegreiflich, aus welchen man sich entschliessen konnte, gegen die Deserteurs die Todesstrafe festzusetzen; weder die Furcht vor der Strafe, noch ihre Vervielfältigung hält die Uebertreter ab; nirgends findet man so viel Verbrecher, als in den Ländern, wo immerfort gehangen und gerädert wird. Auch ist unter keinen Trouppen die Desertion allgemeiner als unter den französischen.

Sind

Sind denn der Menschen zu viel, daß man sie so leichterdings aus der Welt schaft? Ueberlegt man nicht, daß achtzehn bis zwanzig Jahre verfliessen müssen, bis man einen Soldaten hat? und daß unter hundert Kindern, die gebohren werden, vielleicht nicht ihrer funfzehn zum reiferen Alter gelangen? Nebst dem sieht es ja auch einer Gattung von Unmenschlichkeit ähnlich, einen armen Unglücklichen, der in einem Augenblicke der Betrunkenheit, des Zorns, der Unbesonnenheit zu entweichen sucht, und vielleicht sogleich wieder zurückgekehrt haben würde, zum Tode zu verurtheilen. Selbst die Religion sieht Vergehungen, die in der ersten Bewegung geschehen, nach. In verschiedenen Staaten begnügt man sich, die Deserteurs bis zum dritten Rückfalle nur mit Gefängnis oder Gassenlaufen zu bestrafen. Auch selbst in Frankreich ist die Gewohnheit, ihnen den Kopf zu zerschmettern, noch ziemlich neu.

Das sicherste Mittel, die Desertion zu verhüten, glaube ich, besteht darinn, daß man dem Soldaten, wenn sich die Zeit zur Entlassung verfällt, den Abschied nicht im geringsten mehr aufhält,

hält. Von dem Augenblick an, wo der Termin zu Ende geht, muß er los werden, denn es läuft wider die Rechtschaffenheit und den guten Glauben, ihn länger zum Bleiben zu zwingen, wenn er schon einmal frey ist. Gäbe man den Soldaten des Tags nur einen Kreuzer Zulage, und behielte man denselben zurück, um hieraus eine kleine Summe anwachsen zu machen, die ihnen am Tage ihrer Entlassung zugestellt würde, so blieben sie, durch solche Lockung geblendet, ganz gewiß. Dieser Vorschlag verdient meines Erachtens einige Ueberlegung; er darf aber nicht mit so vielen andern allgemeinen Entwürfen von Reduktionen und Verbesserungen vermengt werden, weil er eben so thunlich als nützlich ist.

XVIII. Kapitel.

Von Unterhaltung der Trouppen.

Was für beträchtliche Summen verliert nicht der Staat durch Betrügereyen und Monopolien, die bey den Tuchmachereyen, Waffenfabriken und Verfertigung des Munitionsbrods vor sich gehen; man sucht die schlechteste Wolle aus, um hier-

hieraus den Stoff zu bearbeiten, der zur Uniform dienen muß; und welche Folgen hat dies? Die Trouppen sehen nicht länger als acht Tage neu gekleidet aus, bald blickt der Faden beym Tuche hervor, und am Ende von drey Monaten sind die Uniformen abgetragen.

Eben so verhält sichs mit den Waffen; da sie in der größten Eile zusammen geschmiedet werden, so dauern sie nur sehr kurz. Ich verstehe nicht, warum man bey den Armeen nicht kürzere oder längere Gewehre nach der Größe und den Kräften der Soldaten anschaft. Es ist ungereimt anzusehen, daß ein Mann, welcher fünf Schuhe mißt, eben das Gewehr tragen soll, wie der so sechse hat. Bey allen Dingen soll man auf ein gewisses Verhältnis bedacht seyn, aber unglücklicher Weise dient die einmal eingeführte Gewohnheit immer zum Gesetze. Geschieht es nun aus Trägheit oder aus Unfähigkeit, so ist doch gewiß, daß man allezeit in der größten Furcht die Hand zu Verbesserungen anlegt.

Welche Betrachtungen liessen sich nicht über das Munitionsbrod, nämlich über eine Sache an-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stellen, die dem Staate so theuer zu stehen kömmt, und welches öfters nur aus Stroh und Kleyen zusammengesetzt ist? Ich will wohl zugeben, daß man des Jahrs einige tausend Gulden ersparen kan, wenn man das Brod geringer zu machen befiehlt, als es seyn könnte; aber wird diese Erfahrung wohl großen Vortheil bringen, und wird der Soldat, der die gehörige Nahrung nicht hat, es lange aushalten? Man glaubt einige tausend Thaler zu erwirthschaften, und muß ihrer dreymal so viel wegen Krankheiten aufwenden; gute Waare ist niemals zu theuer. Doch da jene, denen obliegt, für den Unterhalt der Trouppen zu sorgen, auf nichts anders bedacht sind, als nur in Zeit von zwey bis drey Jahren reich zu werden, so bekümmern sie sich wenig, ob es gut oder böse ausfällt. Was sage ich! sie richten die Sachen vielmehr immer so ein, daß sie aufs schlimmste gehen. Ist es denn schon einmal so unfehlbar ausgemacht, daß die Staaten unaufhörlich ein Raub für Bösewichte seyn müssen?

Es scheint, als wenn die Römer, da sie zu Grunde giengen, allen guten Glauben, alle

Bayerische Staatsbibliothek München

Größe der Seelen, und alle Redlichkeit mit sich unter die Erde gezogen hätten. Ich wollte, daß jeder, der in Geschäften steht, kein eigenes Vermögen oder Erbgut hat, und Millionen hinterläßt, nach seinem Tode auf den Schindanger geworfen, als ehrlos erklärt, und all sein Gut zum Besten des Staats eingezogen würde. Sollte man doch fast glauben, daß die Einkünfte ganzer Reiche, die in den Händen etlicher Partikuliers gesammelt liegen, nunmehr zu nichts weiter mehr dienen müßten, als um ihre Begierden nach Vergnügen zu stillen, ihre Gebäude zu unterhalten, ihre Gartenhäuser herzustellen, ihnen die erste Melone und den ersten Ananas zu verschaffen, ihren Pracht zu unterstützen, einen Schwarm von Befreundten und Bedienten zu mästen, und sie endlich in den Busen der lasterhaftesten verschwenderischten Wollüste zu versenken.

Die Trouppen sind nur deswegen nicht gut genährt, nicht gut unterhalten, und bey ihren Krankheiten so schlecht besorgt, weil man eine zu große Menge von Lebensmittel- und Fütterungslieferanten, von Spitalaufsehern und von Un-

terhändlern aufstellt, die entweder Unnütze oder Betrüger sind. Man kan sich kaum vorstellen, was für einen Haufen von Leuten die Armeen manchmal mit sich schleppen, wenn es zum Kriege kömmt; und wer sind diese? Bediente, die man mit einem unmäßigen monatlichen Gehalte zu Lieferanten macht, Kammerdiener, die Unterhändler werden, und Pensionen ziehen, mit denen sie offne Tafel halten, und die Generals bewirthen können. Jedermann unterschlägt und stiehlt also bey diesen Gelegenheiten in einer Unordnung, worüber einem grauen möchte. Wenn der Staat täglich eine beträchtliche Summe für Fleisch in die Spitäler bezahlt, womit die Kranke zu Kräften gebracht werden sollen, so wird etwa der dritte Theil derselben hiezu angewendet, und laulicht Wasser, was man Brühe nennt, macht die ganze Nahrung des Soldaten aus, der demnach, da es ihm an Stärkungsmitteln fehlt, nie wieder geneßt.

Gedenkt ein Staabsofficier sich hierüber zu beschweren, so darf er nicht, denn die Bösewichter von der Art sind durch Empfehlungen so sehr unterstützt, und haben sich so viel Zutrauen zu

erwerben gewußt, daß er selbst seine Stelle zu verliehren Gefahr liefe. Wir wissen Beyspiele, daß Unterhändler, welche man wegen Untreue, auf die der Kopf zum Preise gesetzt war, mit Recht als ehrlos erklärte, sich mittelst des Gelds, das Leben, so sie verliehren sollten, erhielten, und in der Folge wieder Leute von solcher Bedeutung wurden, daß die größten Herren bey ihnen zu Mittag speiseten. Man stiehlt eine Million, hundert tausend Thaler hievon wendet man dazu an, um jene zum Schweigen zu bringen, die von der Sache Wissenschaft haben, und laut zu werden anfangen; die übrige neunmal hundert tausend genießt man ungestraft, und die müssen dazu dienen, ein angenehmes Gebäude auf dem Lande herzustellen, und besonders artige Equipagen zu verschaffen. Dergleichen Wunderwerke geschehen alle Tage; der Staat läßt sich hievon bethören, und giebt einen traurigen Zuseher ab.

Aber wenden wir unsere Blicke von Uebeln weg, die wir nicht hindern können, so leicht ihnen auch abzuhelfen wäre, und kommen wir zu unserm Gegenstande zurück. Für das Haus des Regenten und alle diejenigen, die demselben an-

gehören, kan man nicht Ehrfurcht genug tragen. In denen Seelen des Adels darf man sich jederzeit Muth, Ehre und Redlichkeit anzutreffen versprechen. Eben deswegen also, weil er so würdig, und dem Staate von großem Werthe ist, so sollen auch die Einkünfte desselben hiemit in einigem Verhältnisse stehen. Es geziemt sich, daß die Edelleute, so die Leibwache des Souverains ausmachen, mit Anstand unterhalten und gekleidet werden, daß man sie durch Besoldungsabzüge nicht in Armuth stürzt, und zu Verpfändungen und Schuldenmachen nöthigt. Der beste Adel ist nicht immer der reichste, folglich muß man demselben auf eine andere Art zu Hülfe kommen. Lieutnantsdienste zum Beyspiel soll man Adelichen geben, oder hiezu wenigstens jene vom vorzüglicheren Bürgerstande nehmen, deren Stellen sind für Leute von Geburt nie zu viel. Zudem darf auch ein militairisches Korps von der Art aus keinen anderen, als aus Personen von einem wirklichen und nicht zweydeutigen Adel bestehen.

Es liesse sich noch vieles von den Majors und Adjutanten sagen, denen die Untersuchungen

gen beym Regimente aufgetragen sind, aber wie wäre es möglich, von allen Misbräuchen etwas anzuführen? Derjenige, der den Soldatenstand nur im geringsten kennt, wird ohnehin zur Genüge einsehen, daß jeder Major nur von den Officiers gewählt werden sollte; denn dieser Platz ist zu wichtig, als daß ein Ungefähr oder blos die Zeit hierüber entscheiden dürfte.

XIX. Kapitel.

Von Militairstellen.

Es ist gefährlich, die Generalsstellen zu sehr zu vervielfältigen; denn alles, was zu allgemein wird, verliehrt das Ansehen von Wichtigkeit; noch gefährlicher aber ist es, jene zu erheben, denen kein anderer Verdienst als blosse Gunst zu statten kommt, folglich einen dem andern unrechtmäßig vorzuziehen. Ich weiß nicht, warum man das Alter, welches weder im geistlichen Stande, noch bey bürgerlichen Bedienungen ein Recht zu herrschen oder zu befehlen giebt, eben beym Soldatenstand als einen Titel zu Erlangung des Kommando betrachtet; dies sind Gebräuche oder vielmehr Misbräuche, die ein Sou-

verain ausrotten soll: sonst erhält der schwächste, weil er der älteste ist, die Befehlshaberstelle, oder man wird, wie es öfters geschieht, in die Verlegenheit gesetzt, einen General um zehen Jahre früher, als sichs gebührt, ernennen zu müssen.

Wenn ein Mensch auf einmal bis zur höchsten Stufe steigt, wenn er nichts mehr vor sich sieht, wornach er trachten könnte, so fällt er leicht in eine gewisse Unachtsamkeit, oder nimmt einen gebietherischen Ton an, der im Stande ist, Empörungen zu erwecken. Die gute Politik fordert, daß man die ersten Würden bis auf ein gewisses Alter vorbehält, die Anwartschaft erhält die Leute in Athem, macht höhere Begriffe von der Ehre, und der Fürst kömmt nie in den Fall, daß er keine Belohnungen mehr zu vergeben hat, oder sie zu sehr zu häufen genöthigt ist.

Hier liessen sich noch ein paar Worte von den Orden beysetzen, und sagen, daß es als eine sehr nachtheilige Einrichtung angesehen werden darf, wenn man hiemit, um Pensionen zu ersparen, zu verschwenderisch verfährt. Ehrenzeichen werden nur so lange geschätzt, als sie

sie selten sind, und man benimmt ihnen den Werth, wenn man sie allgemein macht.

Denen Generals kan man nicht Achtung genug verschaffen; die Armee ist ein Sammelplatz von Leidenschaften, die leicht in Gährung gerathen, und sich entzünden, und nur eine vollkommne Unterwürfigkeit wird dem gänzlichen Ausbruche ihres Feuers Einhalt thun. Ein Ansehen, welches man empfindet, und wofür Ehrfurcht getragen werden muß, hindert thörichte Ausgaben, so den Soldaten zu Grunde richten, Plünderungen und Grausamkeiten, die ein gesitteter Staat verabscheuen soll.

XX. Kapitel.

Von Gerichtsstellen.

Die Gerichtsstellen standen zu allen Zeiten und in allen Ländern im größten Ansehen, denn diese sind eigentlich die Behältnisse der Gesetze, die Stützen der Staaten, die Triebfedern und der Schutz der Völker. Was für berühmte Männer werden nicht im Schooße derselben erzeugt? Was für weise und nothwendige Verordnungen

haben wir nicht diesen geheiligten Tribunälen zu verdanken? Was für kräftige überzeugende Vorstellungen, deren Gegenstand alleine die Wahrheit ist, dringen nicht von dort aus selbst bis zum Throne? Wo, als bey diesen Stellen läßt sich so viel Vollkommenheit und Eifer, die die Römer so verehrungswürdig machten; jene Wissenschaft, jene Beredsamkeit, wogegen List und Unbilligkeit unterliegen mußten; eine so standhafte Liebe zur Arbeit, welche weder durch Krankheit, noch durch den Schlaf geschwächt werden konnte; eine Herzhaftigkeit, die, um dem Fürsten mit mehr Nachdruck zu dienen, demselben manchmal Widerstand zu thun, und deswegen Ungnade, auch selbst Verbannung zu ertragen im Stande war, in einem so hohen Grade antreffen?

Aber da sich das Gift der Habsucht auch sogar unter die Heiligthümer einschleicht, so wäre zu wünschen, daß die obersten Gerichte selbst die rechtliche Verfahren abkürzten, wodurch die arme Processeführende an Unkosten bis auf den letzten Heller erschöpft werden, und daß Prokuratoren und Advokaten sich vor einsichtsvollen Richtern

wegen

wegen ihren Verzögerungen rechtfertigen müßten. Es ist eine Grausamkeit, die, ob sie schon nur in der Stille wüthet, dennoch äusserst schmerzlich fällt, wenn man Processe zwanzig, dreyßig auch hundert Jahre dauern macht. Die gegründetste, offenbarste Rechte werden Schwierigkeiten und Widersprüchen ausgesetzt, als wären es die verwirrteste, zweydeutigste Geschäfte. Anstatt daß man sie so einfach als möglich zu machen trachten sollte, sucht man sie auf eine Art unter einander zu mengen, wodurch die gerechteste Sache eine zweifelhafte Gestalt bekömmt, und die Entscheidung eines Processes mehr von der Chikane als von der Billigkeit abzuhangen scheint. Man scheut sich nicht, Verhältnisse vorzugeben, die manchmal allen nur möglichen Gräuel an das Licht bringen, und die unläugbarste Dinge in Ungewißheit setzen: und blos durch den Trieb zum schändlichsten Gewinn werden alle diese Uebel ausgebrütet.

Die Liebe zur Menschheit spricht hier aus meinem Munde; sie ists, die die Richter auf das dringendste um Aufmerksamkeit gegen diese so verderblichen Misbräuche anfleht; sie ists, die

von ihnen heischt, daß die List und Ränke der Advokaten und Prokuratoren auf das genaueste untersucht, und alle das Unglück, so Wittwen und Waisen durch ihre Schuld drückt, auf sie zurück gewälzt werde. Aus der besten Sache zieht man vielmals nichts als das Misvergnügen, Unkosten bezahlen zu müssen, denn die Gerechtigkeit, oder vielmehr die Ungerechtigkeit, hat alles aufgezehrt. Jener Monarch, der denen Processen gewisse Schranken setzte, erwarb sich durch diese Verordnung einen eben so unsterblichen Ruhm, als durch allen Glanz seiner Waffen.

Fast darf ich es nicht wagen, beyzusetzen, daß man sich heut zu Tage, aus Furcht vor unendbaren Streitigkeiten, sogar zu erben scheut; die gesetzmäßigste Erbschaft, wenn sie Seitenlinien betrift, wird durch eine Menge von Verhandlungen dergestalt verwickelt, daß man sich, sie vor drey oder vier Jahren zu geniessen, nicht die geringste Hofnung machen kan. Es giebt ganze Familien, die ihre Erbtheile, so ihnen nach allen Rechten gehörten, blos darum zurückliessen, damit sie sich nicht allen den Ausgaben, und allem dem Gräuel der Chikane zu unterwerfen genöthigt würden.

Was

Was wäre nicht noch alles von den Arresten, womit liegende Güter beleget werden, anzuführen? Man entreißt dem Schuldner sein Vermögen, und die Gläubiger gelangen doch nie zu ihrer Bezahlung. Bezahlt man sie aber auch, so geschieht es erst alsdenn, wenn Advokaten und Prokuratoren mit dem größten Theil von den Einkünften ihren Eigennutz gesättigt haben. Ein Mann ist schuldig, man schlägt auf seine Güter den Arrest, und um einem Schwager, oder einem guten Freunde eine Gefälligkeit zu erzeigen, spricht man sie demselben um die Hälfte geringer, als sie im Werthe sind, zu. Der Arrest kan vielleicht ein halbes Jahrhundert dauern, inzwischen mästen sich die Abgeordnete von der Justitz auf Unkosten des armen Schuldners. Ist es demnach etwas wunderbares, wenn eine Familie hiedurch ins Verderben geräth? Wäre es nicht billiger, man verkaufte Grund und Boden, und gäbe den Ueberschuß, wenn einer bleibt, demjenigen, den Schulden drücken, anstatt daß Justitz und Sachwalter alles verschlingen, und dennoch kein Gläubiger seine Befriedigung erhält? Und warum sieht man diese Ungereimtheiten auch noch so oft in jenen Staaten, wo man alles

auf-

aufs beste zu machen glaubt? Gott bewahre mich, dem Gedanken des Kardinal Alberoni beyzustimmen, der von einer gewissen Nation sagte, sie wäre zu Besorgung der Geschäfte nicht aufgelegt. So viel ist inzwischen doch gewiß, daß man nicht immer die schicklichste Mittel in denselben zum Zwecke zu gelangen, ergreift.

Muß es nicht fremde scheinen, daß Gerichte, die dazu gesetzt sind, einem jeden zu dem, was ihm gehört, zu helfen, sich öfters am Ende desjenigen bemächtigen, was einer oder der andere besitzt?

XXI. Kapitel.

Von Universitäten.

Die Erziehung, welche man der Jugend auf Universitäten giebt, lohnt nur selten den Unkosten, die man theils zu Bezahlung der Professoren, und theils zum Unterhalte der Schüler aufwenden muß. Etliche unverständliche lateinische Worte, ein unbedeutendes lächerliches Geschwätze, so man Philosophie nennt, sind vielmals allein die Früchte von acht auf einer Universität

zu-

zugebrachten Jahren. Es giebt keine Sprache, die sich ein junger Mensch nicht in Zeit von einem Jahre eigen machen könnte; wir dürfen hierunter nur die deutsche betrachten, die vielleicht eine der schwersten ist, und dennoch braucht man eine unendliche Zeit, um das Latein zu erlernen.

Diese Schwierigkeit rührt aber daher, weil es an der gehörigen Unterweisung gebricht, und weil man so viele Stunden mit Aufgaben verliehrt, die zu nichts weiter dienen, als Sprachfehler entstehen zu machen. Die große Kunst der Sprache besteht in dem, daß man die Stammworte zu erkennen lernt, und sie zu erklären weiß. Ich wünschte demnach, man wendete zur Explikation der lateinischen Autoren nur des Vormittags und des Nachmittags eine halbe Stunde an; es ergiebt sich von selbst, daß mit den leichtesten der Anfang gemacht würde, sodenn müßten die Schüler zu Hause an Zusammenfügung der Phrasen arbeiten, und sie schriftlich überbringen, damit auf diese Art nicht jede Klasse blos immer alleine dem Latein gewidmet wäre.

In der ersten sollten sie Latein, und ihre Muttersprache gut lesen und schreiben lernen.

In

In der zweyten unterrichtete man sie in der Geographie.

In der dritten in der Kirchen- und Weltgeschichte.

In der vierten brächte man ihnen die vaterländische Geschichte nebst einigen Begriffen von desselben Gesetzen bey.

In der fünften würde Rechnungs- und Feldmeßkunst gegeben.

In der Rhetorik die Kunst, sowohl in ungebundner als gebundner Rede gut zu sprechen, und gut zu schreiben.

Zur Logik gehörte die Wissenschaft, so eigentlich in der Methode besteht, zugleich auch die Metaphysik, und die Sittenlehre, welche nächstbey einen Auszug von der Religion nach ihren Grundsätzen enthalten müßte.

In der Physik endlich die Naturgeschichte.

Dabey wäre aber nothwendig, daß die Regierung durch die geschickteste Lehrer insbesondere eine blos zum Gebrauche der Schüler bestimmte

Rhetorik, und Philosophie verfassen liesse, damit sie nicht ganze Hefte Papier mit leerem Zeuge überschreiben, und hiemit die Zeit verliehren dürften. Diese Philosophie nun setzte alle die stärkste Gründe, so das Christenthum empfehlen, allen Zusammenhang in dieser göttlichen Religion mit dem möglichsten Nachdrucke und Deutlichkeit an das Licht, und nur in derselben würden die Mittel liegen, womit Unglaubige ausgerottet werden könnten, die es gemeiniglich nur darum sind, weil sie nichts wissen; denn wer nur seinen Katechismus gelernt hat, hat vielleicht vielmals nichts weiter, als zweifeln gelernt.

Ueberdiß müßte man Sorge tragen, in diesem Werke von einigen Punkten, die die Geistlichkeit betreffen, Meldung zu machen, die sodenn als eine unveränderliche Lehre im Staate aufrecht zu erhalten wären. Diese Art zu unterweisen, wenn man sie nämlich aller Orten gleich beybehielte, könnte die Zänkereyen aufheben, die in den Schulen immerfort entstehen, und verführe man eben so in Absicht der Gottesgelahrheit, so würde sich die Religion viel besser dabey befinden. Es ist gefährlich,

die Erziehung der Jugend einem Stande blos allein anzuvertrauen; ich glaubte vielmehr, man würde wohl thun, sie an den Orten, wo keine Universitäten sind, verschiednen geistlichen Orden, als da den Jakobinern, dort den Augustinern, den Benediktinern, den Canonicis regularibus und so weiter zu übertragen. Diese Gesellschaften erhalten die gute Ordnung, und bleiben immer in ihrem Bestande, nebst dem erweckte auch diese Verschiedenheit den Nacheifer unter ihnen, doch aber müßte man ihnen einen Plan, nach welchem sie die Studien einzurichten hätten, vorschreiben.

XXII. Kapitel.

Von Stiftungen.

Ob wir schon in einem Jahrhunderte leben, wo man mehr zum Zerstöhren als zum Stiften geneigt ist, so darf man doch behaupten, daß nichts mehr als Stiftungen, die zur unrechten Zeit geschehen, Schaden bringen kan. Jeder, der sein Geld zu guten Werken anwenden will, soll vorerst wohl erwägen, ob nicht vielleicht hiedurch seinen Befreundten, die im Mangel schmach-

schmachten, zu viel entgeht, und ob er auf diese Art hievon wohl den besten Gebrauch macht. Es wäre zum Beyspiel ungereimt, zu der Zeit alles an die Kirchen zu verschenken, wenn man sich von Leuten umgeben sieht, die der Hunger fast tödtet. Es wäre ungereimt, zu einer Zeit Plätze in einer Kartause oder in einem Spitale zu stiften, da vielmehr Leute, die in unserm Dienste grau geworden sind, zu einer Belohnung die gerechteste Ansprüche haben, und dergleichen.

Man glaubt, die Stiftung von Messen wäre Gott immer die angenehmste, und man betrügt sich sehr oft, denn wie leicht ist es möglich, daß man einen Priester in der Stunde den Altar zu betreten nöthigt, da er sich hievon hätte entfernen sollen; wir thäten demnach viel besser, zur Nahrung und Kleidung der Armen beyzutragen, als Gebete, so gut und nützlich sie auch sind, anstellen zu lassen. Jede Handlung, wenn sie in der That gut genennt werden soll, hängt von Umständen ab, sie muß einen offenbar guten Endzweck haben, und sich auf einen vernünftigen Gegenstand gründen.

Ich schätze einen Mann, der nach seinem Tode zur Verbesserung der Strassen eine Summe hinterläßt, mehr, als eine Person, die zur Verschönerung der Kirchen Schenkungen macht. Liebe zum Nebenmenschen muß immer einer der ersten Grundsätze seyn, und man giebt die stärksten Merkmale hievon, wenn man für die Bedürfnisse des Mitbürgers Sorge trägt.

Ich wollte also, man verherrlichte die Vermächtnisse durch wahre wohlthätige Handlungen. Man trüge nämlich zur Verbesserung der Strassen bey; man käme einem armen Freunde, der sich seinem Stande gemäß nicht erhalten kan, zu Hülfe; man bestimmte Leuten von Verdiensten, welche Dürftigkeit drückt, gewisse Gehalte; man bezahlte die Schulden einer unglücklichen Familie; man schenkte an Mädchen von Stande, die sich zu verehligen wünschen, ein Heyrathgut; man unterstützte Edelleute, die nirgend woher Beystand haben, in ihrem Dienste.

Auf diese Art handelte der Herzog von Orleans, und dies sind Stiftungen, die nur ein von Vorurtheilen befreytes Gewissen eingeben kan;

kan; aber wir lassen uns so oft von Leuten bethören, die wir für ganz ausserordentlich ansehen, weil sie einen großen Huth tragen, oder weil sie sich einer Bestimmung ergeben haben, die wir theils aus Verblendung, und theils aus Halsstarrigkeit vom größten Werthe halten.

Werden wir nie an der Mitte einer offnen Strasse eine Säule antreffen, auf der die Worte zu lesen stünden: "Vorbeygehende, bittet Gott "für den, der in dem Jahre diesen Weg herstel"len ließ?" Kaum wäre ein Reisender, der nicht beym Anblicke eines so seltnen Zuges der Menschenliebe von Erkenntlichkeit durchdrungen, ein den Gesinnungen des Stifters angemessenes Gebet machte.

Werden wir nie ein Vermächtnis sehen, worinn Verdienste durch Kennzeichen von Großmuth belohnt würden? muß denn eine blos auf Eigensinn gegründete Andacht, oder ein häßlicher Ehrgeiz immer den Wirkungen vernünftiger Wohlthaten im Wege stehen? Man macht so gerne Stiftungen auf ewige Zeiten, weil man so oft bis an sein Ende stolz und eitel bleibt. Aber ist wohl

jemanden unbekannt, daß diese Gattung von Stiftungen nur auf einige Zeit bestehen kan; und daß die meiste derjenigen, die unsere Voreltern machten, heut zu Tage, theils weil die Einkünfte, die sie hiezu angewiesen hatten, dermalen zu geringe sind, und theils weil man dessen, was zur Last fällt, bald müde ist, ausser Acht gelassen werden? Die Pfarrer baten ihre Bischöffe, dergleichen ewige Stiftungen entweder ganz aufzuheben, oder sie doch in etwas einzuziehen, und ihre Bitte fand sogleich Gehör.

Doch brechen wir von Stiftungen ab, die blos Partikuliers betreffen, und gehen wir zu jenen, die auf den Staat selbst Einfluß haben. Ungeachtet der großen Anzahl von Einrichtungen, auf die man unaufhörlich bedacht ist, giebt es doch noch vieles, worauf gesehen werden sollte, und scheint zum Beyspiel sonderbar, daß sich in Frankreich keine Invalidenhäuser für arme Seeleute, für solche Leute nämlich befinden, welche denen beschwerlichsten Arbeiten, und den größten Widerwärtigkeiten ausgesetzt sind, und dennoch wäre die Sache nicht so gar unmöglich, sondern es käme nur darauf an, daß man eine beträcht-

liche Abtey mit ihren Erträgnissen zu Hülfe näh-me, und dort jenen, für welche die Menschlichkeit das Wort spricht, einen Platz anwiese. Nun wird zwar die Klage entstehen, daß wir die größte Bürden nur immer auf die Schultern der Geistlichkeit und ihre Einkünfte zu legen gedenken; allein hierauf läßt sich nichts anders als schlechterdings antworten: man darf zuschneiden, so lange Stoff vorhanden ist, zudem kömmt man auch den Gesinnungen der Stifter gewiß am nähesten, wenn man von ihren Gütern zur Unterstützung des Staats und der Unglücklichen Gebrauch macht.

Man sollte zum Beyspiel eben in Frankreich einige Bernhardiner Ordenshäuser dazu anwenden, um die Spitäler besser zu unterhalten, und sie in die Verfassung zu setzen, daß nicht vier Kranke in einem Bette beysammen schmachten müssen; man würde hiedurch ein schönes Werk unternehmen, denn dies ist eine Sache, worüber Fremde staunen, und die sie nicht begreifen können, sonderlich wenn sie die Spitäler in Italien gesehen haben, wo jeder allein schläft, und wo überhaupt durchgehends die größte Reinlichkeit herrscht.

Amsterdam hat ein schönes Gebäude, so blos für verarmte Greise bestimmt ist; Anstalten von der Art verdienten nachgeahmt zu werden. Wenn die Klasse von Autoren weniger gegen einander eifersüchtig, weniger zänkisch, und weniger ungestüm wäre, so könnte man ihnen einen Ort anweisen, wo sie bequeme Wohnung, gute Nahrung hätten, und vor der Kälte geschützt würden. Hierunter zähle ich aber nur Schriftsteller, die durch ihren Kiel der Kirche und dem Staate dienen, und gute Sitten erheben. Denn jenen, die Verwegenheit genug besitzen, der Religion und den Regierungen zu nahe zu treten, ist keine Belohnung vollkommner angemessen als das Tollhaus, und wirklich diese Gattung von Strafe sollten die Souverains gegen alle jene gebrauchen, die daran arbeiten, den Gottesdienst umzuschaffen, oder ihn vollends zu vernichten.

Ich kan mirs nicht abgewinnen, daß ich nicht noch ein paar Worte von der Stiftung zu St. Cyr beyfüge, und dem Gedächtnisse der Frau von Maintenon mit aller der Verehrung huldige, die ihr gebührt. Aber entspricht die

Erfüllung wohl ihren rühmlichen Absichten? Ungeachtet der guten Erziehung, die man den Fräuleins, die in dies Haus aufgenommen werden, giebt, so verräth doch beym Austritte aus demselben ihr ganzes Betragen einen gewissen Stolz, der sie öfters sowohl ihren Befreundten, als allen denen, die sie sehen, verhaßt macht; man sollte ihnen Leutseligkeit und Herablassung einprägen, denn Dürftigkeit von Hochmuth begleitet, ist in den Augen der Menschen ein schändlicher und unerträglicher Fehler, und der Adel ruht auf einem sehr verächtlichen Titel, wenn er blos dazu dienen soll, den Stolz zu nähren.

XXIII. Kapitel.

Vom Allmosen.

Es ist eben so gefährlich ohne aller Rücksicht, als gar kein Allmosen zu geben. Glücklich ist der, welcher die Kennzeichen der wahren Armuth zu unterscheiden, und nur jene, so in der That Hülfe bedürfen, mit einer wohlthätigen Hand zu unterstützen weiß. Nur zu oft unterhält man durch eine nicht genug überlegte

Freygebigkeit eine Brut von Lastern, und den Müssiggang, der sie erzeugt. Der größte Theil von Bettlern ist unwürdig, an der geringsten Armengabe Theil zu nehmen, und kein wohl geordneter Staat soll deren einige dulden, sondern jede Provinz soll jene zur Arbeit anhalten, die zu arbeiten im Stande sind, und die ernähren, welche Alter oder andere Gebrechen hiezu unfähig gemacht haben.

Kaum scheint es begreiflich, wie große Städte, wo doch gute Policey herrscht, einige hundert Taugenichts und Herumstreicher an ihrem Busen zehren lassen können, die die Lebensmittel noch kostbarer machen, und Partikuliers zu Grunde richten. Die Provinzen werden täglich entvölkert, und der, so an seinem Platze vielleicht mit einem sehr mäßigen Einkommen leben könnte, geht nach einer großen Stadt, um da Hungers zu sterben, oder andere verhungern zu machen; man rühmt dergleichen Städte in Brochüren, die vielmals nur Geburten eines Unwissenden oder Müssiggängers sind, auf eine so thörichte, ausserordentliche Weise, daß man dort ein Paradies anzutreffen glaubt, und

dennoch ist es nur in denenselben, wo die schrecklichste Armuth hauptsächlich ihren Wohnsitz hat, und zu den größten Niederträchtigkeiten verleitet. Der Luxus, welcher auf allen Seiten so glänzend vor den Augen liegt, preßt dem Unglücklichen doppelte Seufzer aus; am Ende ergreift ihn die Verzweiflung, und reißt ihn zu den größten Ausschweifungen dahin.

Allem diesem Uebel vorzubeugen, giebt es kein sicherers Mittel, als eine gute Zucht. Es hält gar nicht schwer, von allen jenen Nachricht einzuziehen, die ihre Provinz verlassen haben, und sie zurück zu schicken, wenn sie sich ohne hinlängliche Ursache davon entfernten; denen wahren Armen fehlt sehr oft das Nöthige, weil ein Haufen von Herumläufern ihnen ihren Theil entzieht.

Fast niemals erhält derjenige Beystand, der ihn am meisten bedarf; dies läßt sich sonderlich bey jenem Allmosen bemerken, wobey bloße Gunst entscheidet, und dennoch kan ein Allmosen, welches gegen die Regel gegeben wird, die schlimmste Folgen nach sich ziehen.

Ich scheue mich nicht zu sagen, daß niemand als die Geistliche denen Armen weniger oder auf eine unschicklichere Art Gutes erweisen. Vermuthlich wollte sie die Vorsicht durch Reichthümer, die sie nicht besitzen sollten, bestrafen, da sie dieselbe einem Geize, der sie vollkommen einnimmt, oder einem Luxus, der sie ins Verderben führt, überläßt. Wenn sie des Jahrs einige hundert Thaler zu gutthätigen Werken bestimmen, so werden sie unter eben so viele Arme vertheilt, so, daß also auf jede Person, oder vielleicht auch auf eine ganze Familie nur ein Thaler trift. So was macht Aufsehen, und übrigens bekümmert man sich wenig, ob dies jemand vom Elende rettet; genug, wenn ein dergleichen Allmosen hervorleuchtet, und auf allen Seiten kundbar wird.

Wäre es nicht besser, man zöge etliche Familien aus dem Gedränge, als daß man das Geld auf blosses Ungefähr hinauswirft, welches ohnehin vielleicht nur eine Erleichterung von etlichen Augenblicken verschaffen kan?

Wie vieles liesse sich nicht von dem festgesetzten Allmosen erwähnen, welches dergestalt beeigen-

genschaftet ist, daß jener, so es auszutheilen hat, einen Armen eher vor seinen Augen erblassen sehen würde, als daß er ihm zu Hülfe käme, weil er sich nicht auf seiner Liste befindet; dies sieht jenen andächtigen Geschöpfen ähnlich, die sich mit der größten Aengstlichkeit an nichts bedeutende Kleinigkeiten binden, deren Seele blos durch Triebwerke bewegt zu werden, und deren Gewissen nur nach Perioden zu wirken scheint. Doch hierinne allein besteht noch nicht ihr einziger Fehler, sondern da sie von der Dürftigkeit blos nach dem äusserlichen mislichen Aussehen urtheilen, so glauben sie, der Himmel würde auf sie zürnen, wenn sie etwas, einen Menschen nach seinem Stande zu unterstützen, beytrügen: und dennoch sind wir verbunden, unsere Mildthätigkeit nach dem Verhältnisse der Personen auszumessen, und auf den Stand und Erziehung derjenigen, welchen wir beystehen wollen, Rücksicht zu nehmen.

Vor allen andern haben unsere Eltern und Befreundte, in dem Falle, wo sie in Armuth stecken, auf Unterstützung die stärkste Ansprüche, sodenn jene, die in unsern Diensten stehen. Es ist demnach lächerlich, dieselben von allen Mit-

teln

teln entblößt, nach zwanzig, dreyßig Jahren aus einem Hause verstossen zu sehen, wo man unaufhörlich Allmosen gab, und es ist noch lächerlicher von einem Testamente, welches mit Legaten von verschiedner Art angefüllt ist, zu hören, worinn dergleichen Leuten, die öfters ihre Jugend und Gesundheit aufopfern mußten, nicht mehr als der Gehalt von einem Jahre zugestanden wird.

XXIV. Kapitel.

Von Schulden.

Jeder, der die Ausgaben über seine Einnahme steigen läßt, läuft Gefahr, sich auf die ganze Zeit seines Lebens schlimme Tage zuzuziehen. Eben so verhält sichs mit den Staaten, wo man, anstatt etwas zurück zu legen, Vorschüsse eintreibt, und sie aufzehrt. Nur mit der größten Mühe kan man wieder dahin kommen, wo man Anfangs war. Wer Schulden hat, darf nicht sagen, daß er vermöglich ist; auch bey denen Großen werden wir finden, daß sie nichts weiter als erzwungene Reichthümer besitzen; sie haben kein Geld, wenn sie nicht geizig sind, und

dies

dies ist eben so viel, als hätten sie keines. Der Luxus reißt alles aus seiner Sphäre, und macht folglich Schulden entstehen, über deren Beschreibung allein man schon erschrecken könnte.

Kaum haben junge Leute dermalen das Alter von fünf und zwanzig Jahren erreicht, so stecken sie schon bis über den Kopf in Verlegenheit, und diese Unglücke werden so lange unaufhörlich fortdauern, als man den Kaufleuten zuläßt zu borgen, ohne sich hinlängliche Sicherheit zu verschaffen, und ihnen gestattet, vom Adel Wechsel anzunehmen. Zum Besten der Väter und der Söhne, und zur Ehre der Edelleute wäre zu wünschen, daß scharfe Verordnungen erlassen würden, welche jedem Kaufmanne bey der schwersten Strafe, vom Adel Wechsel zu fordern, verböten, und dergleichen Scheine als gänzlich ungültig erklärten. Es wird nicht schaden, wenn man das Monopol derselben hiebey etwas mehr an das Licht setzt; sie verkaufen zum Beyspiel einem jungen Menschen Zeug und Galonen um doppelten Preis, ob sie schon wissen, daß dieselbe blos um Geld zu machen ausgenommen, und sogleich wieder hinweg gegeben werden; dagegen

gegen lassen sie sich aber Wechsel ausstellen, in die man falsch gebrauchte Namen setzt, und die der Schuldner unterschreiben muß.

Da sie nun diese List und Ränke, nachdem bey Wechseln die Gefangennehmung Platz hat, wegen ihrer Schuld in gewisser Maße sicher stellen, so kommen sie sehr leicht daran zu borgen, und auf die Art junge Leute, welche sich an sie wenden, anzuführen. Daher rühren die vielfältigen Verhaftsbefehle, wodurch Leute von Familie so oft an ihrem Fortkommen aufgehalten, und zu Niederträchtigkeiten verleitet werden; daher rührt es, daß ihrer so viele zur Verfall- oder Zahlungszeit heimlich zu entweichen, und fremde Lande zu suchen genöthiget sind.

Durch diese ganz natürliche Vorstellung wird man ohne Zweifel von der Wichtigkeit solcher Verordnungen überzeugt werden, welche dergleichen Misbräuchen Schranken setzen, und der Gewinnsucht, den Hintergehungen der Kaufleute und dem Verderben der Jugend zuvor kommen. Es ist fast unglaublich, wie viele vom

Sol-

Soldatenstande durch diese niedrige Kunstgriffe zu Grunde gehen; selbst Größere haben die traurige Erfahrung, durch dergleichen Mittel Geld zu erlangen, schon theuer genug bezahlt. Sie kaufen etwa vor einige Tausend Waaren, die kaum zwey Drittheile davon am Werthe haben, verkaufen sie sogleich wieder um die Hälfte geringer, und dies heißt man, seine Sachen gut zu treiben wissen.

Ueberhaupt gehören Wechselbriefe nicht für den Adel, und jeder Edelmann, so deren einen ausstellt, verdient Bestrafung. Wenn man nicht nach der eben angezeigten Art, worauf auch die Policey mit allen Kräften dringen soll, verfährt, so wird des Schuldenmachens und der Bankerotte nie ein Ende werden. Jungen Leuten muß man alle Gelegenheit auszuschweifen, und sich zu Grund zu richten, aus dem Wege räumen, und Eltern den empfindlichen Kummer zu sehen ersparen, daß ihre Kinder ihr Vermögen schon durchgebracht haben, ehe sie noch kaum anfangen konnten, dasselbe zu geniessen.

XXV. Kapitel.

Vom Wucher.

Den Wucher, welchen man in der That die Zerstöhrung der Familien, das Verderben des Publikums, und die Schätze einiger im Verborgenen steckender Bürger nennen darf, verbietet sowohl Vernunft als Religion. Ich weiß, daß es an einigen Orten die Zinse zu zehn vom Hundert, an einigen zu fünf, und an andern gar nur zu drey zu nehmen erlaubt ist. Ich weiß, daß die Maasregeln in Absicht dieses Punkts mit den Landesgesetzen und jenen des Regenten in einem gewissen Verhältnisse stehen müssen. Ich weiß aber auch, und niemand kan es unbekannt seyn, daß weder moralische jemals noch positive Gesetze, zugeben, sich auf Unkosten der Unglücklichen zu bereichern, und darinn besteht eben das Verbrechen aller Wucherer.

Sollte man wohl glauben, daß der Wucher, dessen Name schon verhaßt ist, doch auch in dem Geiste einiger Gelehrten Vertheidigung, oder wenigstens Toleranz gefunden hätte? Sollte man glauben, daß Hunderte von Menschen, um

sich fortzubringen, zu diesem schändlichen Monopol ihre Zuflucht nehmen, und daß selbst Personen von Stande und Bedeutung, um ihren Pracht und äusserliches Ansehen zu unterstützen, sich dieses Hülfsmittels bedienen? Eine Menge von jungen Leuten bereiten sich durch Entlehnungen gegen übermäßige Zinsen, ihren Untergang. In großen Städten giebt es fast keine Gasse, wo sich nicht ein berühmter Wucherer aufhält, und was das schlimmste dabey ist, so bleibt das Geheimnis ihrer Wohnung und ihres Gewerbs wie die Entwicklung in einem Schauspiele bis ans Ende unentdeckt.

Kommt man nicht in jeder Stadt nach dem Beyspiele eines unsterblichen Sixtus des V. auf die Gedanken, milde Leihhäuser zu errichten? ich sage milde Leihhäuser, damit man sie nicht mit solchen verabscheuungswürdigen Orten vermengt, wo man aus keiner anderen Absicht öffentlich auf Pfänder borgt, als um das Publikum ins Verderben zu stürzen, und von dem Armen einen lasterhaften Gewinn zu erpressen, wenn nämlich ein zu großes Interesse gefordert, oder auf die Versätze nur der vierte Theil, von dem, was sie werth sind, bezahlt wird.

Die Zinse, so man in Rom geben muß, machen eine Kleinigkeit aus, und man lehnt auf den Werth der Sachen nach aller Billigkeit; nebst dem sind die Verordnete verbunden, alles, wäre es auch nur Hausgeräthe oder Leinenzeug, welches einige dreyßig Kreuzer gelten möchte, anzunehmen. Nun könnte vielleicht die Einwendung gemacht werden, daß durch die Leihhäuser in großen Städten junge Leute die leichteste Mittel an der Hand haben, ihre Eltern zu bestehlen, sich noch geschwinder ins Unglück zu stürzen, und der Wucher dennoch sich ungehindert erhält. Dagegen behaupte ich aber meiner Seits, man wird es weniger wagen, etwas zu entwenden, wenn die Sachen zu einem öffentlichen Amte gebracht werden müssen, als wenn man sie heimlichen Betrügern anvertrauen kan, die so schwer zu entdecken sind; man wird nicht so thöricht handeln, und für jeden Louisd'or monatlich etwa einen halben Gulden Interesse, so wie es die Wucherer fordern, bezahlen, da es bey dergleichen Häusern für ein ganzes Jahr vielleicht nur einige Kreuzer beträgt. Man wird sich die verpfändete Stücke leichter erhalten können, da ausserdem die übermäßige Zinse schon bald ihren

Werth

Werth übersteigen, und sie hiedurch verfallen; man wird sich endlich nicht so sehr der Gefahr aussetzen, sie verliehren, oder in aller Schnelle verkaufen zu müssen, welches bey Wucherern so leicht geschehen kan, weil sie alle Augenblicke ihren Aufenthalt verändern, zuletzt verschwinden, und selbst Bankerotte machen.

Es ist also ein sehr beträchtlicher Unterschied zwischen denen allenfalls nachtheiligen Folgen, die bey einem Leihhause entstehen können, und jenen, die ausserdem der Wucher fast unvermeidlich nach sich zieht. Sixtus der V. war unwidersprechlich ein großer Staatsmann, er unternahm demnach gewiß ein Werk von solcher Wichtigkeit nicht, ohne dasselbe vorher hinlänglich durchgedacht und untersucht zu haben. Zudem, wie gewünscht kömmt es nicht bey allen bedenklichen Gelegenheiten, bey einer Reise, bey einer Krankheit, mit einem Worte, bey allen unvorher gesehenen Bedürfnissen, wenn man sogleich einen Weg findet, sich in dergleichen Fällen aus der Verlegenheit zu helfen, ohne jemand überlästig zu werden, oder Sachen, an deren Erhaltung uns gelegen seyn kan, um den niedrigsten

Preis veräussern zu müssen. Leute vom Soldatenstande gerathen vielmals in die mislichste Umstände, weil sie sich nicht jederzeit dieses Hülfsmittels bedienen können, und übrigens muß man sich auch nicht vorstellen, daß man gute Verfügungen ohne alle Beschwerlichkeit zu treffen im Stande seyn wird. Seichte Köpfe lassen sich durch die kleinsten Hindernisse irre machen, und haben die Errichtung der Leihehäuser lange genug aufgehalten. Gesetzt auch, sie vermehrten die Lust zum Entlehnen, so können sie doch immer als ein untrügliches Rettungsmittel für die Arme angesehen werden, die Hauptursache, warum man ihnen die Benennung von milden Orten beylegt. Wegen dem Verderben einiger Partikuliers darf man nie das allgemeine Beste auf die Seite setzen.

XXVI. Kapitel.

Von Lotterien.

Zu viele Lotterien können einem Lande gefährlich seyn, denn man wird hiebey sehr oft ein Raub von den größten Betrügereyen. Inzwischen giebt es Leute, die die Bedenklichkeit in

Absicht dieses Gegenstands zu weit trieben, da sie glaubten, es hiesse der Vorsicht zu nahe gehen, wenn man sie so zu sagen nöthigen wollte, sich dem Ausschlage des Looses zu unterwerfen. Allein, wenn dies ein Verbrechen wäre, so dürfen wir keinen Fuß mehr bewegen, denn, so oft wir einen Schritt machen, kommt die Vorsicht in eben den Fall.

Man muß also das Setzen in die Lotterie nicht so schlechterdings für ein Verbrechen erklären; vielmehr ist es vernünftig, von Zeit zu Zeit einige Billets, doch auf so eine Art zu nehmen, daß man hiedurch weder seine Schulden zu bezahlen, noch den übrigen Bedürfnissen Genüge zu leisten, gehindert wird. Man gewinnt nie etwas, wenn man nicht setzt; dies kan man aber, wenn man gesetzt hat; Beweis genug, daß das eine vortheilhafter ist, als das andere.

Ueberdiß geht das Geld, so man allenfalls hiebey aufopfert, eigentlich nicht verlohren, da die meisten Fonds von Lotterien Werke zur Ehre Gottes, oder der Unterstützung der Unglücklichen gewidmet werden.

Der Einrichtung nach verdient die Genueser Lotterie viele Rücksicht, sie besteht darinn, daß man fünf, vier, oder drey Nummern eräth; auch hat sie für die Bankiers besondere Vorzüge, denn es können mehrere Ziehungen geschehen, worunter nicht ein Billet gewinnt.

XXVII. Kapitel.

Von den Münzen.

Wollte der Himmel! (ein Wunsch, den man so oft wiederholt,) alle Länder hätten nur eben dieselbe Religion, eben dieselbe Gewohnheiten, und eben dieselbe Münzen. Weil aber die Sache unmöglich scheint, so sollte man sich doch wenigstens keine Bemühung gereuen lassen, solche Verfügungen zu treffen, die der Bequemlichkeit des Publikums am angemessensten sind. Dies nun gäbe Stoff zu einer weit gedehnten Ausführung; ich will mich aber dem ungeachtet nur auf die Erinnerung einschränken, daß es gut wäre, wenn man in jedem Reiche, in jeder Republik die Gold- und Silbermünzen auf eine runde Zahl setzte. Ich weiß nicht, warum man, wenn es nicht um die Reisende

in Verlegenheit zu bringen geschieht, so sehr darauf hält, jeden Dukaten oder Zechin über seinen Werth etliche Kreuzer mehr, was man agio nennt, gelten zu lassen, so, daß man kaum eine Summe berechnen kan, ohne sich den Kopf zu zerbrechen.

Die Gewohnheit in Frankreich diesfalls ist ungemein gut; man sollte derselben aller Orten folgen, die Goldstücke werden ganz natürlich zu doppelten Louis von 48 Livres, zu einfachen von 24 und zu halben Louis von 12 Livres unterschieden; die Silbermünze hingegen in Thaler zu 6 und 3 Livres; sodenn Stücke zu 24 und zu 12 Sous abgetheilt. Alle diese Gattungen gelten weder einen Kreuzer mehr noch weniger, und laufen auch bis auf den Thaler zu 3 Livres alles auf gerade Zahlen hinaus, die im Rechnen am wenigsten irre machen. Der König von Sardinien, der erleuchtete Monarch, dem nichts entgieng, was zur Verbesserung dienen konnte, hatte auch schon vor mehreren Jahren diesen Plan angenommen. Es ist nichts unangenehmer, als wenn man bey der geringsten Zahlung in der Arithmetik Zuflucht suchen muß: und diesem kan man in Holland, in Teutschland,

und auch fast in ganz Italien nicht ausweichen, die päbstliche Münzen ausgenommen, die durch die beste Ab- und Unterabtheilungen auseinander geschieden werden.

Eine zweyte Ungereimtheit besteht darinn, daß man fast immer die Goldwage in der Hand zu halten bemüssigt ist, um die Schwere der Münzen zu prüfen; in ganz Norden bedient man sich wegen den Verfälschungen der Juden, die die Dukaten abreiben, oder sie durch Scheidewasser verringern, dieses Mittels. Einem Uebel von der Art, wobey insbesondere das Kommerz und die Reisende leiden, soll man abzuhelfen trachten. Nebst dem giebt es auch noch Betrüger genug, die falsche Gewichte haben, und das Geheimnis verstehen, dem besten Dukaten jederzeit einige Kreuzer am Werthe zu ihrem Vortheile abzustehlen. Vielleicht macht wohl gar die Gewohnheit sie zu wägen, die Begierde rege, sie zu verringern; man kan manchmal eben dadurch zu Lastern Gelegenheit geben, wenn man ihnen durch zu viele Behutsamkeit zuvor zu kommen gedenkt. Glücklich ist der Staat, wo die Münzen dergleichen Beschädigungen nicht ausgesetzt sind,

sind, und wo man sie nicht beschneiden kan, ohne daß sich sichtbare Merkmale zeigen, so wie es in Frankreich, Spanien und Portugall fast unmöglich wäre, die Münzen zu verringern.

Der Geldwechsel kan jenen, die die Sache gehörig zu behandeln wissen, beträchtliche Vortheile bringen; man darf sich aber nicht einbilden, daß ein Reisender viel dabey gewinnt, der manchmal nur einige Dukaten auszugeben hat; ferner ist bekannt, daß in jenen Ländern, wo das Geld in einem höhern Werthe geht, auch alle Waaren theurer zu stehen kommen, man thut demnach nicht wohl, wenn man sich aus dieser Ursache auf der Reise um etliche Kreuzer mehr oder weniger bekümmert, da bey zwanzig Louis-d'ors, der Unterschied etwa einen Thaler beträgt.

Schon lange behauptet man, daß der Werth des Gelds in einem Staate unberührt gelassen werden solle, in der That ist auch nichts verderblicher, als dasselbe nach blosser Phantasie steigen oder fallen zu machen. Inzwischen dürften doch die Sous zum Beyspiel in Frankreich

auf

auf einen geraden und gleichen Fuß gesetzt, mithin alle entweder auf 6 Liards herab gemindert, oder zu zwey Sous angenommen werden.

XXVIII. Kapitel.

Von Kaufmannswaaren.

Es läßt sich kaum begreifen, wie in einem gut geordneten Staate jedem seine Waare nach Belieben und nach dem Maße seiner Gewinnsucht zu verkaufen gestattet werden kan, und eben so sonderbar scheinet es, daß nicht selten zwanzig verschiedene Personen die nämliche Waare um eben so viele verschiedne Preise einhandeln, und daß man sich immer ein paar Stunden herumschlagen muß, um einen Kauf zu schliessen.

Wenn man für das gemeine Beste mit Wirkung sorgen will, so sollen ansehnliche Personen aufgestellt werden, die alle Kaufmannswaaren untersuchen, ihren wahren Werth bestimmen, und nach demselben die Preise festsetzen. Wer dies Gesetz überschritte, würde von der Liste der Kaufleute ausgestrichen, und zu

einer beträchtlichen Geldbuße verurtheilt. Wenn ich in eine Kaufmannsbude komme, und dort nicht eine Weile streite, so werde ich zuverläßig die Elle Tuch oder Sammt um einen halben Gulden theuerer, als sie gewöhnlich verkauft wird, bezahlen. Wem sollte vor so einem Monopol nicht schaudern? Es gehörte demnach unter die Geschäfte der Policey, Sammte, Tuch und andere Zeuge nach den Preisen der Seide und Wolle zu taxiren, so daß, wenn auch ein Kind kaufte, es demselben um keinen Heller höher angeschlagen werden dürfte. Ehre und Gewissen müssen unfehlbar jede Minute schreckbar auf jene stürmen, die zweyerley Gewichte, und zweyerley Maas gebrauchen, und Ursache sind, wenn man durch den Zweifel geängstiget wird, ob man wohl einen vollkommen ehrlichen Kaufmann antrift. Jene, die bekannt machen, daß sie sich bey jeder Waare nur an einen Preis hielten, biethen sie gewöhnlich höher als ihre Nachbarn, und suchen sich dadurch zu rechtfertigen, daß sie sagen, sie wäre besser.

Man muß manchmal in der That auf gewaltige Mittel verfallen, um die Menschen durch

Zwang

Zwang dahin zu bringen, daß sie rechtschaffen handeln, nachdem sich Neigung zur List und Betrug ihrer so sehr bemächtigt. Nur Mode- und Galanteriehändlern will ich zugeben, daß sie sich ihre kostbare Spielwerke theuer genug bezahlen lassen: denn es ist eben kein so großes Uebel, wenn Personen, die von dergleichen Armseligkeiten bethört sind, zugleich für ihren verdorbnen Geschmack zur Eitelteit büssen.

Die Betrachtung über die Kaufmannswaaren führt uns den geraden Weg zu jener von den Manufakturen, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß auch deren in einem Reiche zu viel seyn können. Beträchtliche Theile des Erdbodens bleiben öde, weil alles in den Städten leben, und bey Manufakturen, wovon die Hälfte der Produkte noch überdiß öfters nicht die gehörige Eigenschaften hat, arbeiten will. Sonderlich in Frankreich verfertigt man immer Cottuns, und vernachläßigt hierüber das Leinenzeug, dies zieht die Folgen nach sich, daß Personen von vorzüglichem Stande so gemeine, mit einem Worte, solche Leinenwäsche auf ihrer Tafe haben, deren sich kaum ein Bürger in Teutsch-

land

land zu seinem Gebrauche bedienen würde, und dennoch wäre es gar nicht unmöglich, so gut und schönes Leinenzeug, als in Schlesien, zu machen.

Ich komme wieder zu den Kaufmannswaaren, um annoch beyzufügen, daß es noch keineswegs genug ist, wenn man sie blos schätzt, und ihnen den Preis setzt, sondern man muß auch ihre innere Beschaffenheit untersuchen. Jedermann weiß zum Beyspiel, was für Verfälschungen bey den Weinen geschehen; wie viele heimliche Krankheiten sie verursachen; man beklagt sich zwar hierüber, aber man erträgt sie dem ungeachtet. Sollte nicht demnach die Policeykunst erfahrne Personen benennen, die nachforschten, und durch leichte, gar nicht unbekannte Mittel mit dem Weine Proben vornehmen, und verdiente nicht der, den man überzeugen könnte, daß er die Weine, welche er verkauft, verfälscht, zu den Galeeren verurtheilt zu werden? Das Publikum seufzt unter der Last von den Betrügereyen einiger Partikuliers, und jene, die die Aufsicht haben, binden sich an Kleinigkeiten, und bemerken denn hierüber das Wesentliche nicht. So lange die Vorgesetzte bey jeder Sache nicht auf alle Um-

stände

stände, nicht bis auf den Grund sehen, kan ein Volk unmöglich glücklich werden.

Welche Genauigkeit zum Beyspiel forderte nicht die Pharmacie, theils um der übermäßigen Gewinnsucht der Apotheker Schranken zu setzen, und theils um zu verhindern, daß sie nicht verdächtige, oder durch das Alter verderbte Arzneyen ausgeben? Wenn nicht die Vorsicht in so vielen Fällen die Stelle der Policey verträte, so wären wir hundertmal verlohren. Wie viele Apotheken sind nicht der Sorge eines Weibs, Kindern, oder Unwissenden überlassen. Man verschlingt oft das mit Zuversicht, was man nur zitternd hätte kaufen sollen. Wie oft würden uns Entseelte, wenn sie wieder zum Leben erwachen könnten, die schreckliche Versicherung geben, daß sie dasselbe durch Versehen oder Unverstand der Apotheker verlohren? Man kan also bey dergleichen Uebeln die Augen nicht genug öffnen, sie sind um so fürchterlicher, je öfter sie uns treffen. In jeder Stadt sollten sich Kenner befinden, die den Auftrag hätten, alle Monate bey den Apothekern Untersuchungen anzustellen, und hierüber an die Obrigkeit des Orts Berichte zu erstatten,

da=

mit man hiernach die gehörige Verfügungen machen könnte.

Hier wäre auch noch einigermassen der Platz, etwas von den Ränken der Gastwirthe zu sprechen, die ohne eines anderen Gesetze als ihrem Gutdünken und ihrem Vortheile einen Reisenden so zu sagen plündern, und schlechterdings fordern, was ihnen gefällt. Maynz darf diesfalls allen großen Städten Europens zum Beyspiele dienen, wollte man demselben nur folgen. Die weise und geschickte Regierung allda taxirt alle Jahre die Weine, die Lebensmittel und das Holz. Dieser Tax wird an die Thüren jeder Schenke geheftet, ja die Vorsicht geht so weit, daß sogar bestimmt ist, was man zu bezahlen hat, wenn man an des Gastwirths Tische oder insbesondere speißt. Ich wünschte, man sähe alle sechs Monate nach den Gasthäusern, nicht eben, um die Wirthe immerdar zu quälen, und stets ihre Weine zu untersuchen, oder aufzuzeichnen, sondern vielmehr, um sich nach der Art, wie sie die Gäste zu behandeln pflegen, zu erkundigen, sie zur Reinlichkeit und einem anständigen Betragen anzuhalten, und

sie zu bestrafen, wenn sie sich ungehorsam erzeigen. Betrügereyen in diesem Punkte bleiben niemals unentdeckt, aber man muß sich die Mühe nehmen, hierauf ein wachsames Auge zu haben; indessen ist doch gewiß, daß man die Wirthe auch in etwas schonen, und nicht durch Auflagen von allerley Art zu sehr drücken sollte; die Last hievon fällt immer auf das Publikum zurück, und das Publikum verdient jederzeit Rücksicht.

Man vernachläßigt den Gegenstand von Gasthäusern größtentheils, und überläßt sie vielmals Leuten, die dabey nach ihrem Belieben verfahren; indessen ist es doch ein Werk der Regierung, in jeder Stadt für den guten Stand der Gasthäuser besorgt zu seyn, und nicht die Reisende der Gefahr auszusetzen, daß sie fast mitten auf der Strasse zu bleiben genöthigt wären. Man kömmt noch in Länder, wo es einer Menge Fragen und Erkundigungen bedarf, ehe man nur ein mittelmäßiges Nachtlager findet.

Fast aller Orten giebt es Schenken, wo man viel bezahlt und schlecht bedient wird, in-

zwischen

zwischen ist zu hoffen, daß die Regenten, die mit einem erleuchteten Blicke, nunmehr fast alle Bedürfnisse ihrer Staaten übersehen, auch auf die Herstellung guter Gasthäuser bedacht seyn werden. Den Hauptstädten fehlt oft nichts als dies, und Fremde würden vielleicht vielmals ihren Aufenthalt in denselben verlängern, wenn sie besser Quartier anträfen.

Ich kan nicht übergehen, hier noch von den Beleuchtungen etwas zu melden. Aus einer blossen lächerlichen Kargheit unterläßt man manchmal, die Laternen zu einer Zeit anzuzünden, wo der Mond erscheinen soll, oder man setzt eine von der andern in einer zu großen Entfernung. Wäre es nicht klüger, sie auf beyden Seiten anzubringen? hiedurch würde man hinlängliche Helle erhalten, und befände sich nicht in der Verlegenheit, einem nur schwachen Scheine nachzugehen, der öfters zu nichts weiter als zu blenden dient. Bedecken zufälliger Weise Wolken an einem Tage den Himmel, wo man gänzlich auf des Mondes Licht vertraute, so irrt man in der größten Dunkelheit herum. Die Nachtpatrouille wird nie verhindern, daß man sich nicht Arm und Beine

entzwey fällt; es ist genug, wenn sie verhindern kan, daß ihr keine verdächtige Schwärmer den Weg ablaufen, und noch weniger wird sie Unordnungen Einhalt thun, so lange man, wie es vormals geschah, dem Soldaten eine bürgerliche Kleidung anzuziehen, und sich in einem Hause als Bedienter gebrauchen zu lassen, gestattet. Es erheischte eine Verordnung, die jedem die unnachläßige Todesstrafe ankündigte, der sich unterstünde, seine Uniform abzulegen, und die Stelle eines Bedienten zu vertreten. Durch eine so vernünftige Vorsicht würde auch dem Eigennutze einiger Officiers vorgebeugt, die sich gegen einem Geschenke, so sie einziehen, zufrieden geben, wenn sie ihre Leute nur zur Zeit der Musterung in der gehörigen Ordnung sehen. So bald sich der Soldat in ein anderes Kleid stecken darf, da hat man gut Zapfenstreich schlagen, er wird dem ungeachtet unter dieser Maske alle verdächtige Orte und Schenken besuchen. Daher sind bey einigen Nationen die größten Verderbnisse entstanden, die nicht eher ausgerottet werden konnten, als bis diesfalls die schärfsten Befehle ergiengen, und der Uebertretung die Strafe auf dem Fusse nachfolgte.

Ewig Schade ists, wenn die Policey in einer großen Stadt, deren Vorgesetzte übrigens alles auf das weiseste anordnen, die bey Hohen und Niederen Bewunderung erregt, und ausser dem der Wohnsitz der Ruhe und Sicherheit genennt zu werden verdient, dergleichen einzelnen Ungereimtheiten gelassen zusieht.

XXIX. Kapitel.

Von Posten und Miethkutschen.

Die Fiakres sowohl als andere öffentliche Miethkutschen sind manchmal so beschaffen, daß sie dem, der Muth genug besitzt, sie zu untersuchen, Abscheu erwecken. Alle, die deren theils zufolge ihrer Bestimmung, und theils aus Interesse unterhalten, sollten gewissen Vorgesetzten Rechenschaft zu geben schuldig seyn, welche sodenn hierüber urtheilten; die Vorgesetzte hingegen sollten eine unausbleibliche Strafe zu erwarten haben, wenn die Wägen nicht so beeigenschaftet wären, wie sichs gebührt. Ist man genöthigt, sich derselben zu bedienen, so darf man vordersamst auf eine ganz übermäßige Bezahlung Rechnung machen; nebst dem hat man noch die

ganze Zeit, wo man sich im Wagen befindet, sowohl wegen Langsamkeit der Pferde, die sich kaum mehr von der Stelle bewegen können, als auch wegen dem sonderbaren Gebäude der Wägen selbst, die noch überdiß meistens so abgenutzt sind, daß aller Orten die Luft eindringt, entsetzlich viel auszustehen. Neben dieser Ungemächlichkeit überladen die Eigenthümer aus Gewinnsucht, das, was man Landkutschen nennt, so sehr, daß man, um damit fortzukommen, schon des Morgens um drey Uhr aufbrechen muß, und erst Nachts um neun bis zehn Uhr an Ort und Stelle eintrift. Sonderlich haben die Postwägen sehr viel Unerträgliches, denn sie gehen Tag und Nacht unausgesetzt fort, werden durch die Post geführt, und verweilen also nie länger, als bis die Pferde gewechselt sind. Wehe dem, der sich in so einem Wagen befindet, wo man weder Arme noch Füsse ausstrecken kan, ob sie sich schon viel bequemer richten liessen; aber wir sind keine Liebhaber von Moden, folglich werden sie auch in hundert Jahren weder breiter noch übrigens besser angeordnet seyn.

Was die Posten betrift, so liegt in Frankreich eine der andern so nahe, daß man an eine

Kutsche zu vier Personen nie mehr als vier Pferde spannen, oder wenigstens vor die, so auf dem Bock sitzen, nicht noch besondere Zahlung fordern sollte. In diesem Stücke ist der Gebrauch in Teutschland sehr unterschieden; die Posten dauern noch einmal so lange, man trift fast immer böse Strassen an, und dennoch bezahlt man für einen Wagen, in welchem vier Personen, und zwey vorne sitzen, nicht mehr als vier Pferde; aber den Posthältern muß man nicht allezeit Gehör geben, denn ihnen gebrichts nie an einer Ursache, sich zu beklagen.

Es wäre in der That, nach dem nämlich, was ein Mann von großen Verdiensten, dessen Eifer für das gemeine Beste bekannt ist, in Vorschlag gebracht, und welchem auch Paris die Errichtung der kleinen Post zu verdanken hat, zu wünschen, daß in einem Reiche nach jeder Stadt desselben Postwägen zu zwey, und zu vier Personen eingeführt würden, auf welchen man eben so bequem als in andern Kutschen reisete, und nur mäßig bezahlen dürfte; denn zum Besten der Reisenden kan man nie zu viel beytragen.

XXX. Kapitel.

Von den Strassen.

Die Strassen sind allen denkenden Nationen, welche den Werth des Kommerzes kannten, und denen das Wohl des Publikums nicht gleichgültig war, jederzeit ein Gegenstand von der grösten Wichtigkeit gewesen. Man weiß, wie sehr derselbe schon den Römern am Herzen lag. Das Appische und Flaminische Gesetz, die noch heut zu Tage Bestand haben, müssen die ganze Welt von der Wahrheit dessen überzeugen: und Rollin lieferte uns hierüber eine Ausführung, die niemand, ohne den Eindruck derselben zu fühlen, lesen kan.

Aber was haben wir nöthig, uns auf Zeugnisse zu berufen? wer wird nicht von selbst die Vortheile und die Nothwendigkeit gut hergestellter Strassen erkennen? Wer wird nicht seufzen, wenn ihn das Schicksal in eine Gegend versetzt, die entweder aus Nachläßigkeit der Bewohner, oder aus Abgang der Mittel unzugänglich ist. Die Gallier machten ihre Strassen auf Unkosten der allgemeinen Kasse;

indessen waren sie so enge, und so wenig haltbar, daß Reisende dem ungeachtet die größte Beschwerlichkeiten ertragen mußten, und giengen größtentheils auch in ältern Zeiten die Strassen nicht so abgemessen und gerade, wie dermalen; erst seit einigen Jahren hat man den Strassenbau mit größerem Eifer unternommen, und hiedurch Fremden Erleichterung verschaft; aber dies ist nicht genug, so lange nicht aller Orten auch Wege über die Quere angebracht werden, leidet das Kommerz noch immer; es scheint, man läßt sich diesfalls öfters nur durch Ruhmbegierde, als durch den wahren Nutzen leiten.

Der Anblick erweckt wirklich Bedauren, wenn man in eine Provinz geräth, die manchmal im Mittelpunkte des Reichs liegt, und sieht, daß sie eben so sehr wie Westphalen vernachläßigt wird. Dort sind gräuliche Wege, verwüstete Dörfer, elende Gasthäuser anzutreffen. Man dachte vielleicht die Unterthanen aus Mitleid mit Frohndiensten verschonen zu müssen, allein dies ist ein wahrhaft mörderisches Mitleid, und man thäte besser, ihnen dieselbe ein paar Jahre recht kräftig aufzuladen, als sie

unausgesetzt in der elenden Lage schmachten zu lassen, daß sie sich ihre Nahrung nur mit Lebensgefahr zuführen können, oder wenigstens ihre Pferde zu Grunde richten.

Ich gedenke hier nicht den Frohndiensten das Wort zu sprechen, denn sie sind Peinen für den Landmann, man sollte sie aufheben, und zur Friedenszeit die Trouppen, sonderlich aber die Landmilitz zur Strassenverbesserung gebrauchen, aber zuweilen hat eine Provinz, in welcher etliche Regimenter liegen könnten, noch zum Ueberflusse das Unglück, sich auch dieser Hülfe beraubt zu sehen.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß man sich durchgehends den Plan des Senats zu Bologna in Italien gefallen liesse; sie errichteten Wege, vordersamst jenen, der nach Florenz führt, und jeder, der daran arbeitete, wurde reichlich bezahlt. Warum muß immer die Klasse des Volks, welche ohnehin Armuth drückt, zum Schlachtopfer für alle Auflagen dienen? Sollte man nicht bey den Großen und bey den Reichen die Summen suchen, die die Bedürfnisse des Staats erheischen?

In

In Oesterreich und Mähren befinden sich gute Strassen, ob sie schon nicht allzu breit sind, und diese hat man ohne Frohndienste zu Stande gebracht, dagegen bezahlt jeder Reisender von Zeit zu Zeit eine Taxe, die zur Unterhaltung derselben verwendet wird. Dies ist allerdings eines der schicklichsten Mittel, sich das zur Strassenverbesserung nöthige Geld zu verschaffen, inzwischen darf man auf jene, denen man die Verrechnung desselben anvertraut, ein sehr wachsames Auge haben, denn sonst, es giebt dessen unter Zolleinnehmern leider Beyspiele genug, verschwindet das Geld, und weder Wege noch Chausseen werden gehörig unterhalten.

Könnte man wohl glauben, daß zuweilen bey Errichtung der Strassen mehr die Bequemlichkeit eines Partikuliers, als das gemeine Beste in Betrachtung kam? Könnte man glauben, daß jene, denen dies Geschäfte übertragen ward, und welche die hiezu erforderliche Summen empfiengen, anstatt Erhöhungen oder Brücken herzustellen, Nebenwege, so an ihre oder anderer Landhäuser stiessen, machten? Könnte man glauben, daß die armen Bauren keine Frohndienste

leisten durften, sondern hievor eine Taxe bezahlen mußten, und daß sich dies Geld, wie der Nebel am Mittage verlohr? Ja man wird es glauben, denn unläugbar thut es unser Jahrhundert allen übrigen an Betrug und List zuvor; und nur zu sehr beweißt die Erfahrung, daß auch Leute in Geschäften sich der schändlichsten Vergehungen dieser Art nicht scheuen.

Noch einen Misbrauch giebt es in Absicht dieses Punkts, und es ist der, die Strassen aus eigennützigen Absichten nach andern Gegenden als nach denen Städten zu führen, wo sie zum Ueberflusse helfen würden, und die aus Mangel der nöthigen Zufuhre öfters in einer erbarmungswürdigen Entkräftung liegen. Nun wird man zwar sagen, (denn man weiß immer etwas zu sagen,) es wären zwey, drey Meilen erspart, wenn man eine andere Strecke, als die nach einer Stadt geht, wählte, aber eben darinn steckt das Uebel. Ists nicht besser, den Weg ein paar Meilen weiter zu führen, als ihn einer Stadt zu entziehen, in der er das Leben verbreiten könnte?

Wendete man alles das Geld, welches ein unglücklicher Krieg, der niemand Vortheile bringt, bey dem aber wohl ein halber Welttheil verliehren kan, manchmal verschlingt, zu diesem Endzwecke an, wie viele herrliche Strassen könnten die Reiche nicht herstellen, wie viel gewänne nicht die Menschheit hiebey. Man liese nicht Gefahr, alle Augenblicke in eine Tiefe zu stürzen, und man fände doch aller Orten gut befestigte Brücken.

Inzwischen muß ich gestehen, daß, wenn Partikuliers durch schlimme Wege beträchtlichen Schaden leiden, sie nichts mehr als eine verdiente und billige Strafe fühlen; so viele Adeliche, die Landgüter besitzen, könnten einen Reisenden vor ihrer Thüre zu Grund gehen sehen, ehe sie sich entschlössen, die mindeste Verbesserung vorzunehmen. Zudem wäre vielleicht meistens mit ein paar Tage Arbeit, mit einigen Steinen, und einigen Stücken Holz alles gethan. Eine dergleichen Nachläßigkeit soll die Regierung aufmerksam machen, und Eigenthümer, die auf dem Lande wohnen, sollten angehalten werden, gewisse Gruben, die Menschen und Vieh

Un-

Unglücke drohen, und in denen die Wägen stecken zu bleiben Gefahr laufen, auszufüllen. Diese Bürde hat nicht so viel Beschwerlichkeiten, als man sich etwa vorstellt, nachdem die Strassen größtentheils nur in fruchtbaren Gegenden so gar böse sind, und hier allein von gefährlichen Plätzen die Rede ist.

XXXI. Kapitel.

Von Gold- und Silbergruben.

Die Erde verbirgt Schätze in ihrem Schooße, die wir ausser Acht lassen. Man wird wenig Länder finden, wo nicht Erzgruben anzutreffen wären, wenn man nachsuchen wollte. Aber wir bilden uns ein, daß die Reichthümer, so von weitem kommen, viel besser als die sind, die wir unter die Füsse treten. Jedermann weiß, daß man Gold und Silber nicht aus den größten Bergen, sondern vielmehr aus jenen, die eine nur mäßige Höhe haben, ziehen kan. Es sollten demnach immer Leute an der Hand seyn, die sich auf diese Wissenschaft verlegten, und der Staat sollte sie in dieser Absicht reisen lassen. Sie müßten sodenn das Erdreich untersuchen,

und es wäre gar leicht möglich, daß man einen Berg öffnete, den man vor das Unglück des Landes hielt, der aber im Gegentheil die größte Schätze darböte. Aber man will auf das Ungewisse keine Kosten verwenden, so unstreitig es auch ist, daß der, so nichts wagt, nichts gewinnt.

Erzgruben, dächt ich, dürften wohl mehr, als der Stein der Weisen geschätzt werden, von dem die ganze Welt spricht, den jeder wünscht, den man aber bisher noch nicht entdecken konnte, und der in Ewigkeit nicht gefunden werden wird. Es wäre gewiß um nichts lächerlicher, wenn man aus dem ersten besten Steine Marmor, aus Krystall Diamanten zu machen suchte, als daß man Kupfer in Gold verwandeln will: abrr die Menschen nähren sich so sehr von Chimären, sind so stark von Gewinnsucht geblendet, daß sie sich die widersprechendste, ausserordentlichste Dinge bereden. Dennoch scheint es, man hätte durch so lange Zeit, in der man sich dies große Meisterstück, oder die Goldtinktur zu machen, bemüht, den Muth, und zwar um so mehr verliehren sollen, als bisher das Resultat alles Be-

strebens

strebens immer darinn bestand, daß die, so sich Gold zu machen in den Kopf setzten, darüber auch um etwa ihr bisgen Silber kamen.

Was die Erzgruben betrift, so könnte man, da das Werk viele Hände fordert, hiezu jene anstellen, welche die Justitz zu Strafen verurtheilen muß, und es sollte nie an Arbeiten fehlen; man behandelte sie, wie jene, die auf den Galeeren sind, alsdenn würden die Unkosten, so man täglich auf sie zu verwenden hätte, sicher nur eine Kleinigkeit betragen; lernen wir alle die verschiedene uns vortheilhafte Quellen kennen, gebrauchen wir sie, und die Staaten werden blühend werden.

XXXII. Kapitel.

Vom Ackerbaue.

Gehen wir nun vom Innersten der Erde auf die blosse Oberfläche derselben, welche neue Schätze von aller Gattung verspricht uns nicht auch diese? Der Ackerbau, der von Patriarchen und von Königen, die einsmals darinn ihre Beschäftigung und Vergnügen fanden, so

sehr

sehr geehrt wurde; der Ackerbau, sage ich, der den ersten Stand unserer Voreltern ausmachte, der sich bis auf die Römer in aller der Achtung, die man ihm schuldig ist, erhielt, fordert Erneuerung und Zunahme. Jeder Staat, der gut gebauten Erdboden hat, ist reich, und wenn China diessfalls alle andere Länder übertrift, so dürfen wir es sicher keiner andern Ursache, als der zuschreiben, weil alle Plätze eben gemacht, hinlänglich benetzt werden, sohin überflüssige Produkte hervorbringen.

Welchen herrlichen Anblick geben nicht die Gegenden von Peckin, Oansi, Kensi, Kantor, Nanckin, Fokien und dergleichen, so viele vom Fusse bis zum Gipfel in Absätze und Dämme getheilte Hügel, gepflügte oder mit Waldungen bedeckte Berge, Wiesen ohne Gräben, ohne Zäune, nur damit nicht der geringste Theil des Bodens verlohren geht, mit Getraide, grünem Zeuge von aller Gattung, gemeinen, und einer Menge kostbarer Früchten angefüllte Felder verrathen sogleich eine sinnreiche und arbeitsame Nation, die den Werth des Ackerbaues kennt. Doch warum suchen wir dies alles so weit? Nahe, ber-

gigte, kleine Provinzen, die der Schnee fast immer umhüllt, zeigen uns die schönste Beyspiele eines durchgehends wohl benutzten Erdreichs, und scheinen uns zu gleicher Zeit über die geringe Sorgfalt Vorwürfe zu machen, die wir manchmal für unsere Felder tragen. Inzwischen bedarf es nicht vieler Worte über diesen Gegenstand, denn der Ackerbau wird seit einigen Jahren bey uns so zur Mode, daß es kaum einen Stutzer oder ein Frauenzimmer von der großen Welt giebt, die nicht auf ihrem Tische oder Kamine Schriften, so hievon handeln, liegen haben.

Aber was nützt es, wenn man sich blos mit Spekulationen über diesen Gegenstand aufhält? was nutzt es, wenn man Ackerbaugesellschaften errichtet, die schwermüthig um einen Teppich beysammen sitzen, und die Zeit mit leerem Geschwätze verliehren? Getraide und Früchte wachsen nicht in den Städten, und alle Mühe wird vergeblich seyn, so lange man nicht die Eigenschaft des Bodens, die Handgriffe der Arbeiter untersucht, und sich beym Landmann erkundigt. Glauben wir nur nicht, daß es Vortheile bringt,

einer

einer ausserordentlichen Methode zu folgen, denn die tägliche Erfahrung beweißt, daß Sonderlinge in diesem Stücke, die ihre Erde philosophisch behandeln wollen, sich den größten Schaden zufügen.

Weder durch zu vieles Künsteln demnach, noch durch zu viele Anstrengung des Witzes kömmt man zu einem glücklichen Ackerbaue. Suchen wir vielmehr die Beschaffenheit des Erdreichs wohl zu unterscheiden, dasselbe mit einem Getraide zu besäen, welches ihm angemessen ist; lassen wir nicht den kleinsten Ort ungebaut; sorgen wir, daß umgegraben, gehaut wird; trachten wir, wenn es möglich ist, Wasserleitungen herzustellen, die unsere Wiesen und Gärten befeuchten; sehen wir auf die gehörige Jahrszeit zum Säen und Erndten; setzen wir Bäume von aller Gattung, wo wir nur immer können, wenn der Boden tauglich ist, ihnen die gehörige Säfte zu geben; mit einem Worte, sparen wir keinen Dünger, und lassen wir, wo es unumgänglich seyn muß, wechselsweise die Felder ruhen, darinn besteht das ganze Geheimnis und die ganze Einrichtung des Ackerbaues. Aber alle

 diese

diese Kunst würde nicht den geringsten Werth haben, wenn man sie nicht nach der Mode behandelte; so weit erstreckt sich die Thorheit unsers Jahrhunderts, alles, selbst bis auf die Religion, soll die Schminke der Neuheit an sich tragen.

Die wesentlichste Fehler gegen den Ackerbau sind die, wenn unermeßliche Plätze öde liegen bleiben, so viele Haiden und Moräste, die man in Teutschland, Frankreich und Italien ausser Acht läßt, dürften allerdings einiger Betrachtung gewürdigt werden. Nie können Ackerbaugesellschaften etwas helfen, ohne daß man zugleich umzugraben, oder auszutrocknen anfängt. Wir laufen nach Indien, um dort Reichthümer zu suchen, und vor unserem Angesichte leiden wir verwüstetes Erdreich, welches vielleicht ein zweytes Peru werden würde. Das beste Buch, so uns in Absicht dieses Gegenstands belehren kan, ist Holland selbst; da sieht man alles, was Industrie zu thun im Stande ist, und welchem Beyspiele wir folgen sollten.

Die Kunst, den Acker umzugraben, aufzureissen, zu düngen, zu pflügen, zu säen, die

Pflanzen zu setzen, zu pfropfen, Bäume zu beschneiden, die Erde zu wässern, oder auszutrocknen; kurz, alle diese Verrichtungen, die Virgil so schön in seinen Georgicis beschreibt, und die unsere neuere Autoren, ungeachtet der Zierlichkeit ihres Stils nur wiederholt, oder wohl gar verunstaltet haben, beziehen sich auf hunderterley Umstände, und fordern mehr Beobachtungs- als Erfindungsgeist.

Ein wohl bestelltes Landgut bringt nach den Ausdrücken des Cicero im Ueberflusse hervor: abundat fructu, abundat lacte, abundat haedo, abundat porco.

Es giebt ganze Familien, die sich mittelst einer gut angeordneten Landwirthschaft von einem kleinen Distrikte des Erdbodens erhalten. Man behauptet, eine einzige gut gefütterte Kuhe verschafte ein jährliches Erträgnis von dreyßig bis vierzig Gulden. Diese Bemerkung preßt demnach Seufzer aus, wenn man einen Blick nach Italien wirft; man kennt dort den Gebrauch der Kühe zu nichts weiter, als zum Pflügen, man spannt sie ein, und macht sie wie Ochsen arbeiten, hiedurch vermißt man die Milch, sohin eine

Quelle, die ihre Nutzbarkeit auf so vielerley Wege verbreiten würde.

Gewohnheit und Vorurtheil sind zwey entsetzliche Tyrannen; in was vor eine betrübte Lage brachten sie nicht Spanien? dieses Reich sieht einer mit Sträuchen und Dornen bedeckten Wüste ähnlich. Inzwischen darf man hoffen, daß der König, dessen Vernunft, Weisheit und Wachsamkeit die ganze Welt rühmt, seinem Lande eine andere Gestalt geben, und die Bewohner, die eben so unbelebt, wie begraben scheinen, zu mehr Thätigkeit ermuntern wird.

Ich wünschte, jeder, der auf seinem Landgute lebt, beflisse sich, keinen Platz unbebaut zu lassen; Zugemüse von verschiedner Gattung sollte die größte Zierde seines Gartens ausmachen, und Heerden von allerley Vieh sollten seine Hügel und Wiesen besetzen. Man glaubt nicht, was Hornvieh und Schaafe jährlich eintragen, wenn man ihnen die Mittel sich zu mästen und fortzupflanzen verschaft; Schweine machen ebenfalls einen Gegenstand aus, der nicht vernachläßigt werden darf, sie sind mit viel weniger Kosten, als man

sich

sich vorstellt, zu nähren, aber es müssen hiezu Plätze bestimmt, Eicheln ausgesäet, und nach der Masse, als man sie nöthig hat, eingesammelt werden, diese Nahrung ist für sie weit dienlicher, als Klee.

Was die Pferde betrift, so haben sie schon manche Familie bereichert, und können es noch; denn kaum giebt es ein Land, wo sie nicht aufzuziehen wären, folglich ist der Gewinn hiebey sehr wahrscheinlich; mit einem Worte: alles, bis auf die Seidenwürmer und Bienen, trägt ein, wenn man sie recht zum Vortheile anzuwenden weiß; aber bey allen diesen Sachen fehlt es so oft an Lebhaftigkeit, sie werden verschiedenen Gefahren ausgesetzt, und man will sich die Mühe nicht geben, hievor recht ämsige Sorge zu tragen. Man hat zum Beyspiel an vielen Orten schlechte Butter, weil die Art, sie gut zu machen, immer vernachläßigt wird; man hat schlechten Wein, schlechtes Oel, weil man sich an eine abgeschmackte routine hält; hier ist der Ort, wo man Veränderungen vornehmen, und sich nicht an die alte Gewohnheit des Bauers binden sollte, aber diese Veränderungen beziehen sich auch nur

auf die Methode, und sind keine solche Neuerungen, die der vorigen Art zu pflanzen, zu ackern, und zu säen Abbruch thun, denn alle Versuche, die man diesfalls anstellte, mochten vielleicht bey einzelnen Proben gelungen haben, indessen würde es unmöglich seyn, sie allgemein einzuführen.

Ich kan dies Kapitel nicht schliessen, ohne noch vorher anzuführen, daß wenn man junge Kühe und Stiere jede Woche eine Hand voll Salz oder auch mehr verschlingen läßt, man sie hiedurch vor ansteckenden Krankheiten und Viehfällen schützt, die einem Lande so oft den größten Kummer verursachen, denn nebstdem, daß das Salz vor Seuchen bewahrt, so befördert es auch die Mastung. Doch alles dieses wird gelesen werden, ohne daß man das geringste hievon in Wirkung setzt, dadurch geschieht es nun ja wohl, daß die Bücher vielmals keinen wahren Nutzen bringen.

XXXIII. Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Alle Verordnungen, welche man über diesen Gegenstand machen könnte, werden vergeblich

seyn, so lange man nicht die Quelle von Ausgelassenheit vertrocknet; und wie wäre es möglich, hiebey das Ziel zu erreichen, wenn Schriften, so die Freydenkerey nach Grundsätzen lehren, die Staaten uneingeschränkt überschwemmen dürfen? wenn man über Dinge lacht, worüber man Ströme von Thränen vergiessen sollte, und wenn die größte Ausschweifungen nur als Galanterie angesehen werden, die Geist und Artigkeit verbreiten sollen?

Leute von zwanzig Jahren sind in unsern Tagen schon ganz entkräftet. Die Spuren eines verderbten Lebens zeigen sich bereits, wenn sie von Universitäten kommen, sodenn treten sie in die große Welt, und unglücklicher Weise viel zu frühe gehen da ein paar Jahre vorüber, so haben wir sie in einem Zustande, wo sie weder verdauen, noch die geringste Beschwerlichkeit mehr ertragen können. Unsere Voreltern hielten täglich vier Mahlzeiten, spielten Kegel, mit dem Balle, und nun scheint es, als wollte man alle Augenblicke in Ohnmacht sinken; daher ührt die Entvölkerung, worüber so viele Klagen entstehen; daher rührt die Zeugung von Halbmenschen,

schen, die uns manchmal so vielen Kummer zuziehen.

Setzen wir zu diesem Unglücke noch den Luxus, so entdeckt sich eine zweyte Quelle zu dem Uebel, über welches wir seufzen. Ein Mann zum Beyspiel, um seinen Pracht zu unterhalten, setzt sich vor, nicht mehr als ein Kind zu haben, und verletzt folglich die Rechte des Ehestandes. Keine Nation vermehrt sich stärker als die Juden, theils weil sie frühzeitig heyrathen, und theils weil sie ihren Frauen nie, als an denen durch die Gesetze vorgeschriebnen Tagen beywohnen. Man darf also zuverläßig sagen, daß, wenn wir als wahre Christen lebten, wenn wir uns zu der Enthaltung bequemten, welche die Kirche Männern sowohl als Frauen räth, so würde die Bevölkerung viel größer seyn. Religion demnach (große Geister mögen davon urtheilen, was sie wollen) befördert das Wohl der Staaten; und man kennt weder die Wesenheit, noch die Absichten derselben, wenn man ihr zur Last legt, daß sie zur Entvölkerung beyträgt.

Sind zu viel Mönche in einem Reiche, so kan die Regierung ihre Zahl bestimmen, denn die Bedrückung wäre zu gräulich, wenn man jeden sich zu verheyrathen nöthigen wollte. Die erforderliche Eigenschaften zum Ehestande bestehen nicht blos darinn, ein Junge oder ein Mädchen zu seyn; so viele böse Hauswirthschaften, die ganze Familien ins Verderben stürzen, entspringen allein daher, weil man sich ohne hinlängliche Prüfung verheyrathet. Eine unerträgliche Laune, oder wenn man sich unfähig findet, Kindern ein nützliches Beyspiel zu geben, sind Beweggründe genug, den Ehestand zu meiden, so gut man auch sonst dazu geschaffen scheinen möchte. Ich will ein Land lieber ganz von Menschen entblößt, als von Bösewichtern angefüllt sehen. Was aber belacht, oder vielmehr bemitleidet zu werden verdient, ist, daß unsere schöne Geister, die den Priester- oder Religiosenstand durchziehen, als stünde er der Bevölkerung im Wege, sich auch größtentheils nicht verehligen. Indessen wie viel Menschen in der Welt möchte es geben, die im wahren Cölibate leben?

Die Policey soll nur, so viel es möglich ist, dem Fortgange der schädlichen Ausschweifungen

Ein-

Einhalt thun; der Staat soll zahlreichen Familien Gnaden und Unterstützung zuſlieſſen laſſen; man ziehe den Schwarm von Bedienten ein, von Menschen nämlich, die dem Pfluge entriſſen werden, nach den großen Städten gehen, und dort die Kette von Taugenichts vergrößern; man setze dem Uebermaas des Luxus Schranken; man nähre sich nicht blos von Ragouts und Liqueurs; man halte sich mehr an den Gebrauch des Waſſers, und es wird sich darthun, daß man Ordensgeistliche in einem Lande haben, und dennoch die Früchte einer guten Bevölkerung genieſſen kan. Ueberhaupt scheint, als wären die armen Mönche, unter denen zwar Reformen unläugbar nöthig sind, dazu auserſehen, um unſern witzigen Köpfen zum Spiele zu dienen. Denn zu gleicher Zeit, wo man sie eines zu vielfältigen Umgangs mit dem schönen Geschlechte beschuldigt, werden ihnen Vorwürfe wegen der Entvölkerung gemacht.

XXXIV. Kapitel.

Vom Kommerze.

Da das Kommerz das Band und die Schwingkraft der Staaten ist, welch ein unermeßliches

Feld

Feld läge nicht vor uns, wenn wir das ganze System desselben entwickeln, die Vortheile dabey beschreiben, und die Mittel, es zu vergrößern und zu vervollkommnen, untersuchen wollten. Die Tyrer, so sich am ersten auf die Wellen wagten, kannten noch lange nicht allen den Nutzen der Schiffarth, und dennoch ist es nur diese, welche dermalen alle vier Theile der Welt in einer engen Verbindung erhält, und hieraus in gewisser Masse nur eine einzige Familie, deren Bestes gemein ist, zu machen scheint. Nur dieser haben wir die Herrschaft über ganze Nationen von Wilden und das Eigenthum so verschiedner Güter, wovon wir täglich die Früchte geniessen, zu verdanken.

Alle Staaten, welche vermög ihrer Lage Handlungsgesellschaften auf der See haben können, sollen sie zu schonen und zu erhalten suchen, obwohl unter andern Frankreich, wenn es die Summen, welche das Kommerz auf dem Wasser verschlingt, berechnen wollte, ganz wohl empfinden muß, daß es besser gethan hätte, sich mit allen Kaufmannswaaren nur durch die zweyte Hand zu versehen. Inzwischen ist dies nun kein

Gegenstand mehr, der viel Ueberlegung bedarf, sondern es kömmt dermalen darauf an, wie dasselbe fortgesetzt, und durch eine ansehnliche Seemacht sicher gestellt wird. Ich untersuche nicht, ob unsere Voreltern freye Völker zu Sklaven zu machen, und sich ihrer Länder zu bemächtigen berechtigt waren, nachdem sie uns aber nun schon einmal angehören, so müssen wir sie zu unserem Vortheile gebrauchen, und ihnen das Joch nach Möglichkeit zu erleichtern trachten.

Wir irren, wenn wir glauben, daß das Kommerz, so vollkommen es auch ist, schon auf seiner höchsten Periode stünde. Denn es gäbe noch sehr viele Wege, dasselbe, sonderlich, was das Innere des Staats betrift, wodurch nämlich von einer Nachbarschaft zur andern der Ueberfluß erhalten, und das Geld in Umlauf gebracht werden solle, zu erweitern. Man unterläßt Kanäle herzustellen, und die Flüsse in jenen Ländern, wo es ohne viele Beschwerde geschehen könnte, schiffbar zu machen, folglich befinden sich dieselbe aus Abgang des nöthigen Zuflusses im schrecklichsten Mangel. Jeder Reisende wirft nur mit Betrübnis einen Blick auf die päbstliche

Staa-

Staaten, auf ein so angenehmes Erdreich, auf ein so fruchtbares Klima, welches aber dem ungeachtet fast nichts hervor bringt, weil es weder Kanäle, weder Strassen, noch Manufakturen hat. Es scheint, als wenn das Seidenkommerz den Mayländern und Genuesern ganz allein vorbehalten wäre, da doch ganz Italien sich eben die Vortheile erwerben könnte.

Inzwischen muß ich doch den päbstlichen Verfügungen in Absicht des Getraidehandels alle mögliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen, denn es sind eigne Vorgesetzte bestellt, die für diese Gattung des Negozes zu sorgen haben, und sie erfüllen ihre Pflicht mit so vieler Genauigkeit, daß auch selbst bey einer Hungersnoth in Rom das Brod niemals theurer wird. Diese vernünftige Anstalten verdienten Nachahmung, und es würde aller Orten besser gehen. Unachtsamkeit ist sehr oft das Verderben der Staaten und der Partikuliers gewesen.

Man hat lange überlegt, und überlegt noch wirklich, ob es nützlich wäre, wenn sich der Adel mit dem Kommerze abgäbe. Nun muß ich zwar

das

das Werk des Herrn Abbé Coyer in Absicht dieses Gegenstands bewundern; indessen aber würde, wenn man diese Gewohnheit einführen wollte, das ganze System des Kardinal von Richelieu über den Haufen geworfen, und vor einem halben Jahrhunderte schon hätten die gehörige Maasregeln ergriffen werden sollen, um die Macht desselben in Schranken zu halten. In der Folge weiß ich, daß der Adel zu sehr heruntergesetzt, und dagegen Leute von anderer Gattung erhoben worden sind; so viel hat seine Richtigkeit, daß derselbe immer in einer vernünftigen und rechtmäßigen Abhängigkeit erhalten werden muß, die man bey großem Reichthume gar zu gern überschreitet.

Der Herr Präsident Henault, dessen Chronologische Geschichte von Frankreich in der That ein Meisterstück ist, sagt sehr weise, daß große Männer vielmals wegen ihrem Scharfsinne und Ehrbegierde gefährlich werden, eben so verhält sichs mit jenen, die zu viele Reichthümer besitzen. Alle die kleine Tyrannen von vorigen Zeiten wagten es einsmals nur darum Kriege zu führen, weil ihre Besitzungen sehr beträchtlich, folglich

auch

auch sie mächtig waren. Je mehr man Güter hat, je mehr hat man Unterthanen, und mit viel Unterthanen kan man furchtbar werden. Nun ist aber für den Ruhm und das Glücke der Staaten unumgänglich nothwendig, daß der Fürst auf seinem Throne ruhig sitzt, und die Gewalt, die ihm selbst die göttliche Rechte zugestehen und überlassen, ungestöhrt genießt. Daher darf die monarchische Regierung unstreitig als die sicherste und glücklichste angesehen werden, und man müßte ein Thor seyn, wenn man die Vorzüge derselben in Zweifel ziehen wollte.

Dem Schlusse dieses Werks glaubte ich noch folgende weitere Bemerkungen beyfügen zu müssen, die vielleicht nicht ganz ohne Nutzen seyn werden, und sich unmittelbar auf die allgemeine Staatswirthschaft, von der ich im vorhergehenden sprach, beziehen.

Nachtrag
von der Privathauswirthschaft.

Nachdem ich alle die Gegenstände und Einrichtungen, welche auf die Verbesserungen der Staaten zielen, untersuchte, komme ich zu jenen, die jeden von uns insbesondere betreffen. Es giebt niemand, ausser Kinder und Mönche, der nicht Sachen einzukaufen, Auslagen zu machen, oder eine Wirthschaft zu führen hätte, der geringste Bauer bis zum größten Herrn befindet sich fast immerwährend in dem Falle, Geld ausgeben zu müssen. Die Verwendung desselben nun ist der wichtige Punkt, der auf die ganze Lebenszeit Glück oder Unglück verbreiten kan.

Fast die ganze Welt, ausser Philosophen, läßt sich durch den Wahn verführen, der höchste Grad des menschlichen Wohls bestünde im Ueberflusse an Reichthümern; denn man bedenkt nicht, daß das Geld, wie der entblößte Degen in den Händen eines Rasenden zum Elende und Sturze so vieler Gelegenheit giebt. Der eine gebraucht dasselbe, um die ungezämteste

Lei-

Leidenschaften zu befriedigen; der andere darbt mitten unter Schätzen, bis er die geringste Kleinigkeiten erworben hat, die ihm immer zu fehlen scheinen, und die er für das wesentlichste Gut hält. Jeder also, kan sein Vermögen, wenn er dasselbe nicht wie ein Geizhals verscharren will, wegen Bedürfnissen überschreiten, die ihm seine Einbildungskraft als solche vorstellt, und die Einbildungskraft ist in diesem Stücke fast allzeit unerschöpflich.

Man mag in was immer für einem Stande leben, so soll man weder geizig, noch verschwenderisch handeln, aber Sparsamkeit wird so oft mit Geiz, und Freygebigkeit mit Verschwendung vermengt; alles kommt darauf an, daß man sich nach seinen Glücksumständen verhält, doch niemals Spuren von Kargheit blicken läßt, die sich meistens durch gewisse Handlungen verrathen, die aber einer gutdenkenden Seele ganz unbekannt seyn müssen.

Mit einem Worte: die Wirthschaft, von der ich dermalen spreche, hat keinen andern Gegenstand, als die vernünftige Einrichtung in

dem Hause, Ordnung in den Geschäften und Ausgaben, die in einem gehörigen Verhältnisse stehen, damit man nicht eine Lücke zu öffnen, um damit die andere zu verstopfen nöthig habe, und inneres heimliches Elend nicht den äusseren verstellten Pracht, und das scheinbare Ansehen von Reichthum verdunkle.

Diese neue Art, eine Wirthschaft zu führen, wird so sehr zur Gewohnheit; nur mit dem beschäftigt, was allenfalls die Augen blenden könnte, glaubt man fürstlich zu leben, wenn man eine Last von Bedienten und Pferden um sich hat, da sich auf einer andern Seite hingegen bey der geringsten näheren Untersuchung sogleich entdeckt, daß es an den ersten Nothwendigkeiten fehlt. Doch gehen wir näher zur Sache.

Ich fange bey Italien an, und sage, daß es jedem misfallen muß, wenn er sieht, daß ein Land, gegen welches die Natur mit allem, was schön und angenehm heißt, so verschwenderisch war, mit einem Adel angefüllt ist, der nichts hievon zu benutzen weiß. Betrachten wir einmal einen Pallast der Großen von Italien, und

wir werden finden, daß ihre Küchen um die Mittagsstunde kalt, wie Eisgruben sind, und daß ihre Köche, wenn sie ihnen vielleicht für einige Kreuzer Essen bereitet haben, sich sodenn dem Publiko vermiethen, damit sie ihre Kunst nicht vergessen. Wir werden sehen, daß in ihren unermeßlichen Häusern auf allen Seiten Marmor, Mahlereyen, Schnitzwerke glänzen, hingegen, daß es an bequemen Stühlen zum Sitzen, an gehörig zugerichteten Betten, an Schränken, an Kleiderbehältnissen fehlt; wir können beobachten, daß sie sich zur Zeit, wo die Kälte einzudringen anfängt, welches öfters geschieht, der Kohlpfannen anstatt des Kamins bedienen. Wir treffen eine Menge von Bedienten ohne Puder, ohne Manschetten an, die bey Fremden einen Ersatz ihres Gehalts suchen, und ihnen etwas abnöthigen. Man kan in Italien keinen Besuch geben, ohne sich vorhin bey denen Leuten des Herrn, den man sprechen will, losgekauft zu haben. Wir begegnen Equipagen, die nicht Kutschen, sondern Häusern, auf Räder gebaut, ähnlich sehen; wir werden bemerken, daß ihre ungeheure Stiegen des Abends niemals beleuchtet sind, und kurz, daß diese Herren, bey denen das äussere Ansehen

so viel Prächtiges enthält, gestickte Kleider tragen, und kaum ein Dutzend Hemden haben. Auch ihre Landgüter, wo sie sich gewöhnlich zwey Monate aufhalten, und dort den Vorrath für das ganze Jahr aufzehren, sind fast um nichts besser. Ausser Bronnenquellen, die aller Orten hervorströmen, findet man nicht das geringste, selbst keine Früchte, die zu geniessen wären. Es giebt da weder Geflügel, weder Eyer, noch Milch, so, daß man denken sollte, jene, welche diese bezaubernde Orte wegen ihren Wasserkünsten und Schönheiten besuchen, müßten eben so nüchtern, als die Statuen, die aller Orten hingepflanzt sind, bleiben können. Da haben wir nun also schon sehr reiche Leute, die von ihrem Vermögen den gehörigen Gebrauch nicht zu machen wissen. Aber suchen wir weiter, und kommen wir zu den Teutschen.

Was hievon angeführt werden kan, betrift eigentlich nur die niedere Klasse von Menschen, denn der hohe Adel führt fast in allen Kreisen, sonderlich aber in Oesterreich ein herrliches Leben. Worüber ist also die Frage? in folgendem: sie bedienen sich der Betten ohne Vorhänge, eine Sache, die eben so unsäu-

säuberlich als unanständig ist, alsdenn haben dieselbe höchstens die Länge von drey bis vier Schuhen, so, daß man sich darinnen nicht einmal ausstrecken kan, man versinkt in den Pflaumen, und muß Berge von Federn ertragen, um sich zu bedecken. Betrachten wir nun ihre Art zu speisen, und es liesse sich ebenfalls sehr vieles dagegen erinnern. Gabeln nur mit zwey Spitzen, die mehr die Zunge zu verletzen, als die Speisen an den Mund zu bringen gemacht sind. Braten, die entweder zur Hälfte durch die Hitze zu Pulver werden, oder, die man vier und zwanzig Stunden ins Wasser tauchen läßt, bevor sie zum Feuer gebracht werden.

Bey allem Uebrigen herrscht auch weder mehr Ordnung noch mehr Verstand; in den Küchen kennt man nichts als Brühen, und in den Gemächern nichts als Kohlpfannen, so, daß ich den sehen möchte, der sich feucht gewordene Füsse da trocknen könnte. Wäre es nicht natürlicher, sich mit einem Kamin zu versehen? Aber der Pöbel ist in seinen einmal gefaßten Begriffen so eigensinnig, daß sich derselbe sogar noch nie von der Ungereimtheit überzeugen ließ, auf ein Schloß

so viel Eisen zu verwenden, als vielleicht für ihrer sechse nöthig wäre, und wie schwer und unbequem es seye, wenn man alle seine Kräfte anstrengen muß, um einen Schlüssel umzudrehen. Was die Bediente betrift, die sehen so schwermüthig aus, als hätten sie täglich die stärkste Arbeit, da sie sich doch dieselbe nur sehr wenig angelegen seyn lassen; man findet demnach in jedem Hause eine Schaar von Mägden, die um zwey Drittheile vermindert werden könnte.

Die Holländer sind eine Gattung von Wirthschaftern, welche von den Bequemlichkeiten des Lebens ebenfalls nicht viel mehr Kenntniß haben. Fällt es zum Beyspiel nicht ins Sonderbare und Lächerliche, daß sie ein Geschirr zum Ausspeyen auf den Tisch stellen, damit die Fusböden nicht beschmutzt werden? daß sie sich selbst höchst unreinlich halten, die nämliche Wäsche drey bis vier Wochen tragen, hingegen von Morgen bis Abend an ihren Treppen und Wänden nicht zu waschen und zu reiben aufhören?

Die Engländer haben ausser ihren Landhäusern übel bestellte Wohnungen, und eine Tafel, die

die vielleicht der in den Schenken gleich kommt; dahin nun führen sie meistens einen Fremden, und lassen ihn seinen Theil bezahlen. Geschieht es aber auch von ungefähr, daß sie ihn bey sich behalten, so muß er gleich nach dem Mittagessen alle Bediente, die schon in einer Reihe, um ihren Zoll zu empfangen, da stehen, reichlich beschenken; heißt dies nun wie große Herren gelebt? Und ist diese Art des Betragens nicht eben so widersinnig, als die Gewohnheit, den ganzen Morgen in einem Anzuge wie Budenjungen herum zu laufen, und denn des Abends als Mylord aufzutreten? Wenn man sich das Ansehen eines Großen geben will, so muß dasselbe in allen Stücken beobachtet werden, und durchgehends muß alles in einem gewissen Verhältnisse stehen; es darf kein Zeitpunkt vorbeygehen, wo man sich nicht mit Würde und Anstand zeigt. Die Skize eines dergleichen Kontrasts mit den Engländern haben wir in Frankreich gesehen, da die Stutzer von Paris, nachdem alle Moden erschöpft waren, und sie nicht mehr wußten, wo sie eine Kopie finden sollten, die Herren Londner nachahmten, und sich nach dem letzten Geschmacke gekleidet glaub-

ten, wenn sie Zwilch trugen. Zum Glücke dauerte diese Maske, die allen Unterschied zwischen dem Herrn und dem Bedienten aufhob, nur einige Monate, und machte endlich in der Folge das Lächerliche eines so ungeziemenden und bäurischen Anzugs kennbar.

Was die übrige Bewohner von Norden, nämlich Schweden und Russen betrift, so behält ihr Ansehen von etwas Großen nur in so lange einigen Schein, bis man die Decke, welche die Unordnung und Unflätigkeit ihrer Häuser verhüllt, hinweg zieht. Denn sieht man Equipagen, die ganz abgenützt sind, Tafeln mit Speisen besetzt, wovon man nichts geniessen kan; Bediente, deren dicker Körper, und das übrige misliche Aussehen Abscheu erweckt; Zimmer ohne einen anderen Sitz als Bänken, Betten von Stroh, ausser für den Herren, etliche Kamins, denen Schaufeln, Zangen, Feuergitter und Schirme fehlen; Küchen, die man für Mördergruben halten sollte, über die sich ganze Wolken von Rauch thürmen, und wo etliche armselige Geschöpfe nach Art der Bauern einen vollgesteckten Bratenspies auf Kohlen umdrehen, die alle Säfte am Fleische vertrocknen.

Ich

Ich würde nie fertig werden, wenn ich von Stück zu Stück her zählen wollte, woran es diesen Ländern gebricht, um daß man da säuberlich und gemächlich leben könnte. Es giebt Häuser, die man Palläste heißt, wo nicht einmal geheime Orte anzutreffen sind, sogenante Städte, die das geringste Dorf in Frankreich übertrift, blosse Hütten, die anstatt Gasthäuser dienen müssen, und wo man vielmals kaum Brod und Wasser findet. Nun sagt man, in Spanien wäre es noch ärger; was läßt sich also davon vermuthen?

Da wir demnach nur mit einem flüchtigen Blicke die meisten Europäischen Nationen durchgegangen haben, so darf ich wohl fragen: ob die Franzosen nicht glücklicher sind, sich mehr Ehre machen, und ihr Geld auf eine nutzbare und geziemende Art verwenden? Sie besitzen in der That nicht so viele Reichthümer, ihre Einkünfte erstrecken sich nicht auf so unmäßige Summen, wie manchmal deren von andern Ländern, aber sie halten ihre Häuser in einer solchen Ordnung, daß durchgehends Bequemlichkeit hervorleuchtet, und schon das blosse An-

sehen

sehen einer Nettigkeit ohne Zwang Vergnügen erwecken muß.

Ein französischer Kavalier, der sich auf seinen Gütern mit jährlichen zehen tausend Livres aufhält, weiß sich ein viel vortheilhafteres und angenehmeres Leben zu verschaffen, als vielleicht ein anderer, so deren zweymal hundert tausend hat. Die Zahl seiner Bedienten besteht aus fünf bis sechs Personen, aber geschickten und gut gekleideten Leuten; er begnügt sich mit zehn bis zwölf Zimmern zur Wohnung, aber die sind so gut beschaffen, daß man alles Nöthige, vortrefliche Betten, Stühle, Schränke, Spiegel schon in Bereitschaft antrift; er hat nur einen Koch, und auf seinen Tisch kommen nicht mehr als sieben bis acht Schüsseln, aber hierunter ist auch nicht eine einzige, die man nicht vollkommen gut zugerichtet fände.

Kommt man in die Milch- Butter- Rohm- und Käsebehältnisse, so hat man alles zur Genüge, in den Obstkammern liegen die schönste Früchte von aller Gattung vor dem Angesichte; in den Geschirrschränken zeigt sich Geschmack, und was

zur

zur guten Bedienung gehört; mit einem Worte: ein dergleichen Landhaus ist sowohl in Betrachtung der Gärten und Fruchtbäume, als auch der Gesindestuben und Keller, der niedlichste Ort, und durchgehends läßt sich Reinlichkeit, Ordnung und Ueberfluß wahrnehmen und empfinden.

Warum habe ich funfzig Pferde im Stalle nöthig, wenn mir ihrer zwey, die gut bestellt sind, und mich überall, wo es mir gefällt, hinführen, eben die Dienste leisten? Für was sollen vierzig Gerichte auf der Tafel, wenn ich mich mit ihrer drey bis vier von guter Art und Zubereitung sättigen kan? Wozu helfen dreyßig Bediente, wenn mir ihrer zwey durch ihre Geschicklichkeit, und gutes Aussehen Ehre machen, und durch ihre behende und muntere Aufwartung an den Tag geben, daß sie in meinem Dienste Zufriedenheit und Glücke geniessen?

Die wahre Wirthschaft besteht in deme, daß in allen Stücken ein gleiches Verhältnis beobachtet, und ein Haus nicht einem Theater ähnlich wird, wovon die Oberfläche den schönsten

Anblick giebt, das Innere aber alle Abscheulichkeiten entdeckt.

Wir quälen uns selbst mit lächerlichen Gewohnheiten, einer altväterischen, übermäßigen Prahlerey, und entziehen uns die unentbehrlichste Bequemlichkeiten, um alles einem nichts bedeutenden Prunke aufzuopfern. Soll man nicht einem Manne von geringerem Adel, der mir eine gute Suppe, ein gut Glas Wein und ein gutes Bett anbietet, allen den Großen vorziehen, bey denen ich, ungeachtet dem blendenden Glanze einer scheinbaren Herrlichkeit, für Hunger und Durst sterben möchte? Einem Prachte von der Art kan man wirklich keine andere Benennung, als die eines armseligen Reichthums beylegen.

Ziehen wir nun aus diesen Anmerkungen, die keineswegs ein Trieb zur Satyre, oder Lust zu tadeln, sondern blos die Absicht, meinen Mitbürgern einige Aufklärung zu geben, erzeugt hat, den Schluß, daß Fremde von Stande, die nach Frankreich kommen, ausländische Edelleute, von denen es da wimmelt, sich durch die Zeit ihres Aufenthalts diesfalls nützliche Kenntnisse

erwerben, die Bequemlichkeiten, welche man dort genießt, erwägen, und diesem Beyspiele folgen sollten. Nur alsdenn wird man durch Reisen klüger, wenn man sich der Leitung der Vernunft überläßt: aber der größte Theil derjenigen, wovon ich sprach, erkaufen in Paris um theures Geld die Gabe, sich auf ihr ganzes Leben lächerlich zu machen; sie denken die Franzosen selbst zu übertreffen, und verfallen durch ihre Anstrengung in ein so affenmäßiges, steifes Betragen, welches kaum zu beschreiben, und noch weniger auszustehen ist; wo es am rechten Geschmacke zum wahren Schönen und Soliden fehlt, da bleibt man immer nur an der Oberfläche kleben.

Deswegen befinden sich auch so viele Häuser in Umständen, wofür man erschrecken möchte, die sogar die Bediente aus Frankreich kaum mehr aushalten können, alles, (wie gesagt wurde) ungeachtet dem äusserlichen Schimmer und Prachte, geht ihnen ab. Wie leicht ists, sich um diesen Preis ein Ansehen zu geben, aber wie unbequem und elend ist so ein Leben in den Augen eines Vernünftigen.

Wenn

Wenn diese Beobachtungen nicht hinreichten, die Reisende zu bessern, so können sie wenigstens dazu dienen, den Vorwürfen zu begegnen, daß man in Frankreich keine Personen von Ansehen mehr fände. Sind Ordnung und Gemächlichkeit nicht mehr als eine nur auf Eitelkeit gegründete und blos glänzende Größe zu schätzen? Wir vergessen, daß, da wir uns von dem lächerlichen Prachte, mit dem sich unsere Voreltern schmückten, losmachten, wir auch ihre rauhe und barbarische Sitten ablegten, von deren Erzählung allein man schon schaudert. Es ist wahr, wir sind nicht mehr in der Verfassung, wo jeder insbesondere Trouppen, Leibwache, Pagen, Schlösser und Geschütze hatte, aber hingegen traten Hoflichkeit, Sanftmuth, Bequemlichkeit, Neigung zu schönen Wissenschaften und zur Weltweisheit an die Stelle dieser vermeynten Vortheile. Welcher Mensch von Verstand wird nicht unsere heutige Art zu leben und zu handeln jener vorziehen, der man in vorigen Zeiten folgte, ob sie schon mit mehr Lärm und Aufsehen begleitet war?

Wir empfinden ja noch täglich alles das Lästige der alten Häuser, die mehr Gefängnissen als

als Pallästen ähnlich sind, ihre groſe Oefen, kleine Thüren, kleine Fenster, Mauern von einer entsetzlichen Dicke, sollten uns fast glauben machen, daß sie geflissen schlimm daran seyn wollten. Man mag mir wohl sagen, daß es so die Gewohnheit gewesen wäre; ich werde antworten, daß die Gewohnheit, sich beym Eintritt zur jeden Thüre den Kopf zu verstossen, durch die kleine Oeffnungen nur ein schwaches Licht vom Tage einzulassen, vormals, so wie sies jetzt würde, der gesunden Vernunft widerstrebt haben mußte. Wenn wir also hierinfalls nach den vorigen Zeiten seufzen, so seufzen wir nach dem Lächerlichen und nach den Beschwerlichkeiten derselben, denn dies ists, was wir verlohren. Selbst ihre Portraits verrathen, daß sie sich nicht bequem anzuziehen wußten, und, da sie eine scheinbare Freyheit zu geniessen schienen, ihre Tage in einem mühseligen Joche zubrachten.

Ich gedenke dadurch keineswegs den Luxus unsers Jahrhunderts zu vertheidigen, denn ich würde meinen eigenen Grundsätzen widersprechen, sondern ich wünschte nur, daß man den Werth einer guten Haushaltung, wovon wir täglich die

Früchte erndten, fühlen möchte; einer Haushaltung, sage ich, die uns alles darbeut, was zum angenehmen Leben gehört, und der Nachkommenschaft die sichtbarste Zeugnisse zurück lassen wird, welche Wirkungen eine glückliche Industrie hervor zu bringen im Stande ist.

Ich wollte, unsere Großmuth käme auch unserer Industrie gleich, ich wollte, wir handelten nicht nach der Art jener, die zwar zu verthun, aber nicht zu geben wissen, und ich wollte, unser Allmosen, unsere Wohlthätigkeit wäre immer zur rechten Zeit angebracht. Es giebt Personen, die ihr ganzes Leben durch viel verschenkten, und die man dennoch für karg hielte. Es giebt aber andere, die sich nur bey einigen Gelegenheiten freygebig erwiesen, und deswegen aller Orten gerühmt wurden. Alles hangt demnach von den Umständen, und von der Art ab, die Geschenke durch eine gewisse Würze zu erheben. Hierinn liegt also die Ursache verborgen, warum wir so viele lächerliche Testamente sehen, warum Große mit Leuten von Talenten und Freunden umgeben sind, die dem Elende unterliegen. Wir finden Beyspiele, daß Personen von Ansehen und Vermögen,

mögen, alles in Bewegung setzten, und fast unglaubliche Schritte machten, um Männern von Verdiensten zu einiger Beförderung zu helfen, sie aber doch am Ende einen Raub der Armuth werden liessen, weil ihnen ungeachtet aller Bemühung nichts gelingen wollte. Wenn nun eben diese, da ihr Reichthum so beträchtlich war, wahre Begriffe von Großmuth gehabt hätten, würden sie nicht denselben, anstatt sich immerwährenden Verweigerungen auszusetzen, mit einer nur mäßigen Unterstützung aus ihren eigenen Einkünften zu Hülfe gekommen seyn? Ich weiß gar zu wohl, daß dergleichen Fälle nicht allgemein werden können, aber wir sollten deren zur Ehre der Menschheit doch wenigstens einige aufzuweisen haben.

Wenn werden wir jene Züge von Freygebigkeit sehen, die einen Menschen von Talenten, einen Freund, dem Mangel entreissen? Wenn werden wir sehen, daß Reiche jemals von selbst die Bedürfnisse eines Unglücklichen errathen, denselben zuvorkommen, und ihm die Schande und den Schmerz, seine Umstände entdecken zu müssen, ersparen werden? Man strebt nach dem

Ruhme eines guten Herzens, und giebt niemals einige Merkmale davon an den Tag. Also blosse Prahlerey, sowohl was Großmuth als andere Vorzüge betrift.

Gehen wir nun wieder auf die Quelle zurück, und erkennen wir mehrmals, daß der Luxus, der zu so viel unnöthigen und überflüssigen Dingen reizt, meistens die Vermögliche ausser Stand setzt, etwas auf Wohlthaten zu verwenden. Es ist nichts gemeiners, als daß Leute von den größten Mitteln ohne Geld sind. Ohne Zweifel läßt die Vorsicht, um ein billiges Gleichgewicht zwischen den Reichen und Armen herzustellen, geschehen, daß jene nach dem Verhältnisse ihres Vermögens, und vielmals weit darüber, von Phantasien hingerissen werden, die sie Bedürfnisse nennen; hieraus entspringen die entsetzliche Schulden, die den Sturz so vieler Partikuliers verursachen.

Man darf sich glücklich schätzen, wenn man seine Einkünfte genau zu berechnen, und nicht mehr, als dieselbe erlauben, auszugeben weiß. Es ist thöricht, gar nicht für die Zukunft zu sor-

gen, es ist aber eben so thöricht, sich um jeden folgenden Tag zu beunruhigen, theils weil diese Unruhe zu nichts dient, und theils, weil sich keiner mit Gewißheit versprechen kan, den künftigen Morgen zu sehen. Der Chevalier Saint Victor, der würdige Mann, den ganz Paris bewunderte, gab in dieser Art zu handeln ein fast unnachahmliches Beyspiel. Seine Ausgaben waren nach der fürtreflichsten Ordnung abgemessen, wenn der letzte Tag des Jahrs kam, rufte er seine Leute zu sich, und da er keine Schätze sammeln, sondern die, welche ihn umgaben, glücklich machen wollte, so theilte er die Früchte seiner Ersparung mit ihnen, gebrauchte aber, damit nicht die geringste Ausschweifung Platz fände, die weitere Vorsicht, das Geld, welches er ihnen zugedacht hatte, irgendwo anzulegen, dabey muß man nun bemerken, daß Saint Victor unvermählt war, und keine andere Erben, als sehr reiche Seitenverwandte zurück ließ.

Ich schliesse dieses Werk, wie ich es angefangen habe, mit der feyerlichsten Versicherung nämlich, daß meine Absichten auf keinen anderen Gegenstand, als auf das gemeine Beste zielten,

und daß keine Sylbe aus meiner Feder floß, die mir Haß oder Verbitterung eingeben konnte. Ich liebe meine Mitbürger mit den aufrichtigsten Gesinnungen; ich trage für alle Nationen Hochachtung; nur dies waren demnach die Ursachen und Beweggründe, warum ich die Misbräuche aufzudecken, und ihre Verbesserung anzuzeigen suchte.

Ende.

Verbesserungen.

Seite 2. Zeile 1. lies: sondern nur dieser macht Gold und Silber gefährlich.

S. 27. In der letzten Zeile, lies: die Verminderung.

— 37. Zeile 1. lies: die Ruinen.

— — — 16. — Vorschüsse statt Vorschläge.

— 49. — 13. — von den Mauthen ꝛc.

— 76. — 10. — um ihre Stelle mit Würde zu versehen.

— 90. — 1. — sich zu nehmen.

— 91. — 6. — jemand sicheren —

— 145. — 5. — einem anderen.

— 152. — 7. — die Appische und Flaminische Wege.

— 184. — 17. — da sie sich,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. Heinrich

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Von den wahren Vortheilen eines Staats

Nördlingen 1782

Pol.g. 971 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771109-0
VD18 14763842-001